Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Zwanzigster Jahrgang

Nr. 37 | **Marburg i. H., den 13. September** | **1906**

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland 2,40 Mk. Ausland 2,65 das Quartal; Einzelnummer 0,25 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 1,90 Mk. — Anzeigengebühr: 0,25 Mk. die viergespaltene Petitzeile (bei Nonpareille Berechnung des ganzen Inserates nach Nonpareille=Zeilen), Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 0,20 Mk.

Inhalt: Mächte — Erntezeit Saatzeit — Die theologische Gegnerschaft gegen die Friedensbewegung und die Rechtswidrigkeit des heutigen Krieges — Religion und Naturwissenschaft. 1. Otto — Panagia Kapuli — Vor Eleusis — Die württembergische Verfassungs=Revision — Die Giftmischerin — Verschiedenes: Kleine Mitteilungen — Anzeigen

Mächte

Lang hielt mich dumpfer Jugendschlaf umfacht
In einer monderhellten Nebelnacht.
Jetzt aber bin ich schaudernd aufgewacht,
Ich spür das Nahen einer großen Macht.

Ich spür: ein Neues kündet sich mir an,
Das wächst und wächst, und ich erfaß es nicht.
Auf tausend unbekannten Bahnen
Da wimmelts und da strömen Kräfte.
Es ist ein Rauschen rings und ein Geraun,
Als schwebten Milliarden Seelen wesenlos daher,
Unfaßbar, wie die Luft, viel feiner noch.
Sie schweben, sind!
Und ohne Widerstand,
Gleich wie das Licht durch lauteren Kristall,
So gleiten sie an mich heran, durch mich hindurch,
Daß meine Seele flimmert wie Demant im Dunkel,
Wie fernste Blitze aus der Finsternis,
Wie leis sich regendes Nordlicht gegen Mitternacht.

*

Tief erschauernd steh ich auf dem Hochfeld.
Ich trinke Morgenluft und herben Herbst.
Ich bin erwacht. Es beben meine Knie
Unter der Wucht des Wollens.
Mit tausend tastenden Händen
Ists ein Suchen an meines Herzens Innenwänden.
Wo ist ein Ausgang, wo ist freie Bahn?
Antwort! Gib Antwort draußen!
Wer regt uns auf, daß wir aus Felsengräbern
Herauf müssen
In diesen Leibes dunklen Raum?
Brich du da draußen eine Gasse uns,
Wir wollen uns mit dir vereinen.

O höchster Gott, gib eine Sprache mir,
Die reicht, zu sagen, was ich hier erfahre;
Denn ich bin Legion, und Unerhörtes
Begibt sich hier
Ohn' alle Zeugen!

Wer bist du, der du mich gepackt,
Und der mich schüttelt,
Daß meines Verstands Grundfesten beben?
Bist dus, den ich erleide?

Du bists, den ich erfahre, höchster Gott.

W Schädelin

Erntezeit — Saatzeit

Man sagt wohl: Alles hat seine Zeit. Ernten hat seine Zeit und Säen hat auch seine Zeit.

Trotz Erntedankfest ist die Ernte noch nicht zu Ende, hie und da hängt noch Obst an den Bäumen und die Rübenfelder stehen noch unberührt. Aber zwischen den Stoppelfeldern schreitet schon wieder der Ackersmann mit dem Pflug und über den frischgebrochenen Boden wirft er die Roggensaat. Der Landmann kann nicht sprechen: Nun habe ich geerntet, nun kann ich genießen; nein Erntezeit ist auch Saatzeit.

Auf dem Acker, den Gott sich bereitet hat in der Menschenwelt, ist Erntezeit. Jahrhunderte und Jahrtausende sind vergangen seit der Saat. Gott zeigte dem Volke Israel, daß er sei ein starker, eifriger Gott, der helfen und strafen kann; und spielend fast lernen wir die gewaltige Wahrheit an den alten Geschichten. In harter Not holen wir uns Trost und Mut bei Hiob und den Psalmisten; das ist der Segen, den wir davon haben, daß sie durchs finstere Tal hindurch mußten. Wir ernten, was in früheren Jahrhunderten gesät ward. Aber Erntezeit ist nicht Zeit zum bloßen Genießen, sondern Zeit zu neuer Bearbeitung des Bodens. Läßt der Landmann auch nur ein Jahr seinen Acker unbearbeitet, so wird dieser auf Jahre hinaus verquecken, und der Erbe wird schelten über den trägen Besitzer von früher. Und wenn wir das große Feld der Religion brach liegen lassen, dann wird Aberglaube und Unglaube, Gleichgültigkeit und Gottlosigkeit wuchern, und kommende Geschlechter werden klagen, daß wir, statt Neues zu säen, das Gute, Alte verkommen ließen.

Wir ernten, was Vater und Mutter gesät haben: Segen, wenn sie als treue Erzieher guten Samen in unsere Herzen legten; aber wir müssen die schlimmen Früchte genießen, wenn sie Unkraut gesät, wenn sie Unkraut versäumt haben auszuziehen. Erntezeit ist Saatzeit: Kinder wachsen neben uns auf, sie sind ein Acker, auf dem jedenfalls Etwas wächst, es kommt nur darauf an, was wir wachsen lassen.

Wir ernten, Gott sei Dank, nicht nur, was Andere gesät haben. Wir standen in schwerer Versuchung, endlich ist sie überwunden, und wir gehen hinweg mit frohem Gemüt und gutem Gewissen; derlei Versuchung ist ein für allemal beseitigt, und die innere Freude ist ein schöner Gewinn. Doch weh uns, wenn wir auf dem sanften Ruhkissen des guten Gewissens ausruhen wollten als selbstzufriedene Tugendhelden. Es darf kein Ausruhen geben; Erntezeit ist nicht dazu da, die Hände in den Schoß zu legen und den Gewinn zu genießen: Erntezeit ist Saatzeit, Zeit zu neuer Arbeit.

W Sg

Die theologische Gegnerschaft gegen die Friedensbewegung und die Rechtswidrigkeit des heutigen Krieges

Obgleich erst im Bewußtsein Jesu die volle sittliche Hingebung an die ewige Ordnung zum vollen Ausdruck kommt, so ist doch eben diese Ordnung noch eine ganz jenseitige, über die Naturbedingungen herausgestellte, und das ganze religiöse Bewußtsein wird so noch zur einseitigen Abwendung von der natürlichen Heimat und all ihren Aufgaben und Hinwendung zu dem jenseitigen Reich ... Hierher gehört vor Allem die Abkehrung von demjenigen Gebiet, welches doch die gesamten äußeren Bedingungen der menschlichen Bestimmung herzustellen hat, dem rechtlichen und bürgerlichen. Mögen immerhin solche Stellen, in welchen statt der Wahrung des eigenen Rechts nur die verzeihende Liebe gepredigt wird, zunächst nur die innere Erhebung über jeden selbstischen Zweck hervorheben, so werden doch, wenn zugleich die Anschauung Jesu auf ein baldiges Ende der ganzen weltlichen Ordnung und auf die jenseitige Vollendung des himmlischen Reiches hingerichtet ist, allerdings auch Stellen jener Art zugleich zum Beweis der einseitigreligiösen, von den natürlichen Kulturaufgaben des Menschen abgekehrten Anschauungsweise ... Die äußere Rechtsordnung, die im Kaiser ihr höchstes Haupt hat, nimmt Jesus als eine durch den göttlichen Plan zugelassene und darum anzuerkennende hin; sie ist ihm Nichts, was einst selbst eine Aufgabe des Christentums werden könnte, sondern Etwas, das in Bälde vor diesem reinen Gottesreiche zu verschwinden bestimmt ist.

So schreibt der schwäbische Philosoph Karl Planck im Testament eines Deutschen (1880) S. 407 und 408. In diesen Worten finde ich den Schlüssel dafür, daß fast alle namhaften protestantischen Theologen die Bestrebungen ablehnen, welche auf eine über den Völkern stehende, den Frieden verbürgende Ordnung gerichtet sind. Es fehlt bei den Gegnern der Friedensbewegung an der von Planck geforderten kritischen Stellung gegenüber dem Urchristentum. Man ist selbst noch in der einseitigen Transszendenz befangen und verschließt sich der Forderung, mit den Gedanken des Gottesreichs als einer innerhalb der weltlichen Einrichtungen zu vollziehenden Ordnung Ernst zu machen. Höchstens im Individuum soll das Reich der Himmel kraft des Liebesgedankens Wohnung machen; höchstens soweit soll dieses Reich ausgedehnt werden, als die Liebe ihre goldenen Netze werfen kann. Der Gedanke des „Rechts, das mit uns geboren ist", die Idee jener „ewigen Rechte, die droben hangen unveräußerlich und unzerbrechlich wie die Sterne selbst", des Rechts, das die Gewalt an seinen Königswagen spannt und sie dadurch erst sanktioniert, wird selten genug vollzogen, und wenn man darauf zu sprechen kommt, so geschieht es doch immer in ungenügender Weise. Man setzt das Gebiet des Rechts als ein natürlich Gegebenes voraus, als Etwas, das seine eignen Gesetze habe, das sich aber naturnotwendig spröd ablehnend gegenüber einer allumfassenden, die ganze Menschheit umspannenden Gottesordnung verhalten müsse.

So hat noch Hegel beispielsweise den Staat einfach so genommen wie er ihn vorfand, als „Individualität, in der die Negation wesentlich enthalten sei", als den Selbstzweck, der eben als solcher der Einfügung in eine höhere Ordnung widerstreben müsse. Erst wenn man einmal dazu fortgeschritten sein wird, das geordnete Leben der Menschheit auf Erden als den höchsten irdischen Selbstzweck zu betrachten, die Staaten aber nur als Glieder der Menschheit, die als solche zwar wohl die Pflicht haben, sich selbst zu erhalten, aber doch immer nur mit Rücksicht auf das Wohl des Ganzen der Menschheit, erst dann wird auch das klar werden: der nationale Interessenkrieg, wie er heute fast als die einzige Form des Kriegs in Betracht kommt, ist ein Verbrechen; denn ein solcher Krieg könnte überhaupt nicht ausbrechen, wenn nicht einer der beiden streitenden Parteien oder beide kriegführende Staaten den eigenen Nutzen über das Wohl des Ganzen stellten.

Es ist aber ferner sehr bezeichnend für die Gegner der Friedensbewegung, daß sie, die meist auf dem Standpunkt einer individualistischen Ethik stehen, sich vielmehr für die Edelanarchisten Tolstoi und Harrison und für einen Antimilitaristen wie Dr. Wetzel, den seine Weigerung zu dienen zum Märtyrer macht, interessieren, als für die organisierte Friedensbewegung, die der den nationalen Interessenkrieg ausschließenden Staatenordnung entgegenstrebt. Es mag ja psychologisch sehr interessant sein, in die labyrinthischen Gänge eines irrenden Gewissens hineinzuleuchten, wie es auch andrerseits sehr verlockend erscheinen mag, das Grundprinzip der christlichen Liebe, auch der Feindesliebe auf seine Probehaltigkeit im Kriegsfall zu untersuchen, — in Wahrheit ist damit für die Hauptfrage, um die es sich handelt, für die Frage nämlich, ob der nationale Interessenkrieg bei gutem Willen vermeidlich sei und ob infolgedessen derjenige, der ihn provoziert, damit ein sittliches Unrecht begeht oder nicht, Nichts, aber auch rein gar Nichts gewonnen.

Wir Friedensfreunde sind der Meinung, daß auch die nationalen Lebens- und Ehrenfragen auf rechtlichem Weg geschlichtet werden könnten.

Wir haben zugleich schon öfter (vergl. darüber meinen Artikel über Nationale Lebens- und Ehrenfragen in der „Gegenwart" 1899, Nr. 24 und über dasselbe Thema im Volkserzieher März 1906) darauf hingewiesen, daß eine richtig durchgeführte Organisation unseres Weltteils (wobei den sich verbündenden Staaten ihr tatsächlich bestehender Besitzstand zu garantieren und etwaige außereuropäische Interessensphären zuzuscheiden wären) das Aufwerfen sogenannter Lebensfragen ausschließen und schon damit den nationalen Interessenkrieg aus den Grenzen Europas verbannen würde.

Wir sind überzeugt, daß auf diesem Wege dem Sinn und Geist des Christentums, das trotz seines weltabgewandten Ursprungs denn doch eine Religion des Friedens ist, besser entsprochen würde als mit aller individualisierenden ethischen Kleinarbeit und Kasuistik. Es ist nun einmal die Art jeder wahren Prophetie, über sich selbst hinauszuweisen. Der Reichgottesgedanke des Urchristentums ist dem Stifter selber unbewußt von Anfang an die machtvollste Kriegserklärung gegen den Krieg gewesen. Aber erst wenn die einseitige Transszendenz, die uns von der Urzeit unsrer Religion her noch anklebt, samt dem einseitigen Individualismus überwunden sein wird, kann nach Durchbrechung der Schale der goldne Kern des Friedensgedankens in irdisch realer Weise zur Erscheinung kommen.

Wir Friedensfreunde haben das Recht, uns über Mißachtung zu beklagen. Man ist auf unsre Gedanken, wie ich sie im Vorstehenden gezeichnet habe und wie ich sie im Folgenden noch darlegen möchte, noch viel zu wenig eingegangen. Man hat unsre Kongresse, die in ihrer Art mindestens so viel gearbeitet haben als die vielberühmten Evangelisch-sozialen Kongresse, mit der Lauge des Spottes übergossen. Was hier an sittlich-rechtlichen Gedanken und welt-organisierenden Ideen unter der Ungunst der Zeiten, unter Spott und Hohn und Verachtung zu Tage gefördert wurde, das wäre jedenfalls der Beachtung derer würdig, deren Religion auch einmal aus verachteten Anfängen hervorgewachsen ist.

Aber, sagt man mir, der Erfolg war doch gleich Null. Obwohl für mich der Erfolg gar kein Beweis für die Wahrheit einer Sache oder für das Recht einer Unternehmung ist, sintemal sonst der Teufel eine sehr gerechte Sache vertreten würde und die Engländer mit der Eroberung von Transvaal sicher Recht behielten, — so kann ich doch nicht zugeben, daß der treuen und hingebenden Arbeit der Friedensfreunde der Erfolg versagt geblieben wäre. Oder ist die Zusammenberufung der ersten Haager Konferenz mit der Organisierung des Schiedsgerichtsgedankens nicht bei aller Magerkeit des Ergebnisses — eben doch ein Erfolg? Und ist es nicht ein Erfolg gewesen, wenn die Affaire von Hull, die leicht einen Weltbrand hätte verursachen können, durch die auf dem Haager Kongreß eingesetzte Untersuchungskommission auf friedlichem Weg aus der Welt geschafft wurde? Ist es nicht ein Erfolg, wenn die ägyptische Frage, die nach Naumann nur mit dem Schwert in der Hand gelöst werden konnte, durch das englisch-französische Abkommen in friedfertiger Weise erledigt wurde? Ist es nicht ein Erfolg, wenn nunmehr auch die Rivalität zwischen Rußland und England, die nach Ansicht unsrer „Realpolitiker" mit Naturnotwendigkeit zu einem todesblutigen Ringen zwischen den beiden Weltmächten hätte führen müssen, durch gegenseitiges Entgegenkommen beseitigt wird? In Frankreich hat die Bewegung wirklich schon ins oberste Stockwerk hinaufgeschlagen: Dort sind die beiden Präsidenten Loubet und Fallières ausgesprochene

Friedensfreunde; dort ist der Minister des Auswärtigen Bourgeois erklärter Pazifist und der Handelsminister Trouillot hat dem Friedenskongreß in Havre die Abschiedsrede gehalten. In Amerika weiß ein Präsident Roosevelt, daß er nur gewählt werden kann, wenn er sich als Förderer der Friedensidee bekennt, und in England trägt man sich mit dem Gedanken, die Abrüstungsfrage auf das Programm der zweiten Haager Konferenz zu setzen. In Deutschland, wo die Bewegung schwächer ist als in allen übrigen Kulturländern, sind wir naturgemäß noch nicht so weit. Immerhin haben wir auch hier schon versucht, auf den Gang der hohen Politik im friedensfreundlichen Sinn einzuwirken. Wir haben den Reichskanzler zur Zeit des Venezuelakonflikts darum gebeten, er möchte die Streitfrage dem Haager Schiedsgericht unterbreiten; er hat uns keine Antwort gegeben, aber unsre Bitte hat er erfüllt. Zur Zeit des Marokkohandels baten wir ihn, eine Politik des Entgegenkommens zu der seinigen machen zu wollen; er hat uns nicht geantwortet, aber unsrem Wunsch hat er entsprochen.*) Um die Versöhnung Deutschlands und Frankreichs zu beschleunigen, wagten wir es sogar, den Kaiser darum anzugehen, er möchte befehlen, daß Elsaß-Lothringen zu einem autonomen Bundesstaat innerhalb der deutschen Reichsgrenzen emporgehoben werde. Eine Erwiderung haben wir nicht erwartet, aber im Reichstag erklärte Fürst Bülow, daß es in den Absichten seiner Majestät liege, die elsaßlothringische Frage in der angedeuteten Weise zu regeln, daß aber zunächst noch zu große formelle Schwierigkeiten im Weg stehen. Wem aber das bisher Angeführte noch nicht beweiskräftig genug zu sein scheint, den verweisen wir auf die deutsch-englische Annäherung, die nach Form und Inhalt nichts Anderes ist als das Werk des deutsch-englischen Freundschaftskomitees, das sich auf dem Friedenskongreß von Luzern im Jahre 1905 zusammengefunden hat.

Wenn endlich Norwegen sich im Frieden von Schweden losgelöst hat; wenn zwischen den Kulturstaaten vierunddreißig Schiedsgerichtsverträge abgeschlossen wurden; wenn die abgebrochnen Brücken zwischen Zweibund und Dreibund wenigstens auf der Seite Oesterreich-Rußland und auf der Seite Italien-Frankreich wieder geschlagen wurden, so kommt das auf Rechnung der von der pazifistischen Liga vertretenen, allmählich geschichtebildenden Friedensidee.

Unsre ganze Arbeit ist übrigens undenkbar ohne die Voraussetzung von der sittlichen Verwerflichkeit des heutigen Kriegs. Wir verwerfen nicht *jeden* Krieg. Befreiungskriege, Verteidigungskriege, Interventionskriege — unternommen zur Rettung gequälter „Unterworfener", haben wir noch immer für berechtigt gehalten, die letzteren zum Teil sogar direkt verlangt. Was wir aber für *sittlich verwerflich* halten, das sind die nationalen Interessenkriege, wie sie heute mit blutiger Opferung Zehntausender von blühenden Menschenleben zu Gunsten sehr irdischer Zwecke geführt werden. Dabei liegt es doch sehr nahe, daß auch die berechtigtste Sache, heute, wo die stärksten Bataillone siegen, unterliegen könnte. Die letztere Erwägung hindert uns (neben anderen) auch daran — obwohl wir theoretisch die sogenannten Freiheitskriege für berechtigt halten — unterworfenen Völkern wie Polen, Elsaß-Lothringern, Iren zu kriegerischen Unternehmungen zuzusprechen, während wir allerdings Interventionskriege, die etwa von der gewaltigen Heeresmacht des verbündeten Europas gegen einen einzelnen Raubstaat zu führen wären, für eine berechtigte und bei der Verteilung der Kräfte auch für eine des Erfolgs sichere *Polizeiaktion* zu halten geneigt sind.

Auf die individualisierende Filigranarbeit, wie sie heutzutage bei Behandlung ethischer Probleme Sitte ist, können wir uns dabei nicht einlassen. Wir gestatten dem Individuum nicht, wenn einmal die Kriegsposaune geblasen wird, sich zu überlegen, ob es dem Ruf, den es vernimmt, folgen wolle oder nicht. Selbst wenn einer der von uns verworfenen nationalen Interessenkriege ausbrechen würde, gälte unser Wort den einzelnen Soldaten: „Ihr kämpft für eine gute heilige Sache, ihr blutet und sterbet für euer Vaterland"; die Verantwortung trifft nicht euch, sondern diejenigen, welche den Krieg entfesselt haben. Sollte es sich aber einmal um einen der von uns empfohlenen Polizeikriege handeln, so würden wir demjenigen, der in solchem Kampf dem Tod entgegengeht, den Trost mitgeben: „Du stirbst für die Sache des Rechts, der Ordnung, der Menschheit, des Reiches Gottes und in diesem Fall kannst du auch für das, was geschieht, vorausgesetzt natürlich daß bei Anwendung der Gewalt keine unmenschlichen Härten begangen werden, die Verantwortung ruhig mit übernehmen." Auf diesem Weg allein wird auch der große Widerspruch, der zwischen dem Gebot der christlichen Liebe und dem Massentotschlag, wie er bei jedem Feldzug in Szene gesetzt wird, gelöst. Wenn die Polizei einen sich zur Wehr setzenden Verbrecher tötet, so tut sie das zwar nicht aus Liebe zu dem Verbrecher, aber sie tut es aus Liebe zur Menschheit, die sie vor den räuberischen oder mörderischen Griffen des Verbrechers schützen muß. Wenn etwa das verbündete Europa einmal die Türken aus der Gegend des Bosporus vertriebe, so geschähe das allerdings nicht aus Liebe zu den Türken, aber aus Liebe zu den von grausamen Barbaren zu Tod gequälten Christenvölkern.

Was endlich das Verhältnis von Vaterlandsliebe und Weltbürgertum anbelangt, so scheint mir die Frage höchst einfach zu liegen. Es heißt hier: das Eine tun und das Andre nicht lassen. Es ist dasselbe, wie wenn ich die Aufgabe bekomme, die Pflichten der Selbsterhaltung mit denen des Dienstes fürs Gemeinwohl ins Einvernehmen zu setzen. Unter normalen Verhältnissen werde ich mein Möglichstes tun, mich selbst zu erhalten, damit ich dem Ganzen dienen kann. So hat der einzelne Staat die Pflicht, sich selbst zu erhalten (vgl. meinen Aufsatz darüber in Dr. Hugo Renners Philosophischer Wochenschrift, März 1906); er erhält sich aber am besten dadurch, daß er Alles tut, um im Frieden mit andern Staaten zu leben, während er in jedem Nationalkrieg seine Existenz riskiert. Im Frieden aber wird er leben können, wenn er bei Verfolgung der eigenen Rechte sich zugleich von einer peinlichen Rücksicht auf die Rechte der Andern leiten läßt, und wenn er dem von uns Friedensfreunden vorgezeichneten Staatenbund entgegenstrebt.

Ich bin am Schluß. Nach allem Ausgeführten werde ich mir die Bemerkung gestatten dürfen: Es ist leicht, die Einseitigkeiten der Quäker oder die Schrullen eines Tolstoi, eines Harrison ad absurdum zu führen; aber es ist schwer, die Ideen der „Friedensliga" zu widerlegen, und diejenigen Friedensfreunde, die unsre heutige Anarchie bekämpfen, verdienen die Mißachtung, mit der sie behandelt zu werden pflegen, nicht. Es wäre endlich einmal Zeit, sich mit ihren Ideen zu befassen und ihre Arbeit ernst zu nehmen. *Otto Umfrid*

*) Damit soll nicht gesagt sein, daß der Reichskanzler uns zulieb seine Politik geändert hätte, nur das *Eine* will ich sagen, daß unsre Wünsche sich im Geleise der Realisierbarkeit bewegen.

Religion und Naturwissenschaft

1

Rudolf Otto: Naturalistische und religiöse Weltansicht. Tübingen, J. C. B. Mohr, 1904. 3, geb. 4 Mk.

Ottos Buch ist ein Ring in der Kette der von Heinrich Weinel herausgegebenen Lebensfragen.*) Es zeigt alle die Vorzüge der bekannten Schreibart des Verfassers: gedrängte Fülle der Gedanken, durchsichtige Klarheit der Darstellung, *tiefe* religiöse Innerlichkeit und endlich vornehme Ruhe — die Errungenschaft derer, welche sich gewöhnt haben, die Streitfragen der Gegenwart unter dem Gesichtspunkt der Ewigkeit zu betrachten und an eine göttliche Wahrheit zu glauben, welche sich vermöge ihrer eigenen Kraft sieghaft durchsetzt.

Ist fromme Weltanschauung gegenüber den Ergebnissen der Naturwissenschaft möglich und berechtigt? Diese Frage beantwortet Otto mit einem entschiedenen „Ja". Freilich muß darauf verzichtet werden, den Glauben aus Natur und Geschichte abzuleiten. Die nachdenkliche Betrachtung der gegebenen Welt

*) Vgl. Jahrgang 1904 Nr. 52 Sp. 1248.

kann wohl der gläubigen Deutung der Dinge vielfach entgegenkommen, aber ihre Quelle besitzt Letztere in sich selbst, in ihrer geistigen Qualität, „sie ist reiner Enthusiasmus“, „die Kunst einer dauernden inneren Erhobenheit“ über den Naturzusammenhang. Dabei ist sie aber nicht phantastische Einbildung sondern Wahrheit, sie ist eine besondere geistige Funktion und hat Anteil an der Wirklichkeit, Selbständigkeit und dem grundsätzlichen Vorrang des Geistes vor der Natur.

Mit Scharfsinn tritt Otto den Ansprüchen der Naturwissenschaft entgegen, welche das Psychische zu einer Begleiterscheinung des Physischen degradieren will, mögen diese Versuche als Nominalismus, Sensualismus, Aposteriorismus, Empirismus oder Parallelismus des Geistigen und Natürlichen auftreten. Die stoffliche Welt ist nicht das unmittelbar Gegebene; wir können sie überhaupt nur wissenschaftlich erforschen unter der Voraussetzung, daß unsere Vernunfttätigkeit frei und schöpferisch ist. Wir dürfen von keiner andern unmittelbaren Gewißheit ausgehen als die ist, welche von Cartesius bis Kant die Voraussetzung der idealistischen Philosophie gebildet hat: Ich denke, darum existiere ich. Diese mit Denken bezeichnete Vernunfttätigkeit ist aber nicht nur auf das logische Denken beschränkt, sondern sie umfaßt auch das ethische Wollen, das ästhetische Empfinden, die religiöse Erhebung der Seele, kurz Alles, was wir als geistige Güter hochschätzen; ihr Wesen offenbart sich als Konzentration, Aufmerksamkeit, Wahrheitssinn, Gemüt, Individualität, Genie oder Mystik. In dem Allen liegt ein Stück freier Schöpferkraft, welche der Natur überlegen und aus ihr unableitbar ist.

Das Fundament des geistigen Tempels, der sich im Menschen erbaut, wird aber nicht gebildet durch hochfliegende Wünsche des Gemüts oder verfrühte Kombinationen, sondern „durch die solide alte Wissenschaft der Logik“; sie schiebt den ersten und festesten Riegel vor gegen alle Ansprüche des Naturalismus. Die Bekrönung des Gebäudes liefert die Religion als die unmittelbare Beziehung der menschlichen Gesamtpersönlichkeit zum Unendlichen, sie ist sich ihres Ewigkeitscharakters gewiß „rein aus ihren Quellen“. Ebendarum ist auch die Frömmigkeit unabhängig von den Einsprüchen der Wissenschaft und unbekümmert um die Ergebnisse der Forschung, sie begnügt sich damit, daß sie sich Freiheit und Recht für ihre Weltdeutung wahrt: „Von dem wirklichen Verhältnis des Unendlichen zum Endlichen und Gottes zur Welt, von Schöpfung, Erhaltung und Vorsehung, Selbstoffenbarung in Welt und Geschichte sich deutliche Begriffe zu machen, ist kaum noch Geschäft der Frömmigkeit, mehr ein Interesse unseres allgemeinen spekulativen Triebes, der nur mit Zuhilfenahme von Phantasie sich befriedigen kann.“ S. 281 f.

Otto hat sein ganzes Bestreben darauf gerichtet, die Selbständigkeit und Unabhängigkeit der Religion gegenüber der Erfahrungswelt darzutun. Wie Kant bei der Ableitung des kategorischen Imperativs jedes sinnlich-empirische Motiv im Interesse der Autonomie des Menschengeistes ausgeschlossen wissen wollte, ebenso handelt Otto bei der Begriffsbestimmung der Religion. Dadurch vermag er die Frömmigkeit als eine selbständige geistige Größe gegen die Einreden der mechanischen Weltbetrachtung sicher zu stellen; aber es fragt sich, ob der Religion mit dieser Scheidung von der natürlichen, ebenfalls von Gott geschaffenen Welt gedient ist. Die Religion ist ihrem tiefsten Wesen nach ebensowohl Gefühl der Abhängigkeit als der Freiheit. Wird sie einseitig zum Freiheits- und Unabhängigkeitsbewußtsein erhoben, so verliert sie eine Reihe ihrer eigenartigsten Kräfte und Aeußerungen. Wovon soll die Religion nach den Ausführungen Ottos sich abhängig fühlen? Von der natürlichen und geschichtlichen Welt, welcher der Geist erst räumliche Gestalt und zeitliche Folge gibt, welche er erst durch die Kategorien der Kausalität und Substanzialität erschafft, kann sie sich nicht abhängig machen. Wiederholt spricht Otto mit allem Nachdruck aus, daß die Dinge der Außenwelt nur indifferenzierte Reize auf die Seele ausüben, um diese zum Produzieren von Vorstellungen zu veranlassen. Die Qualitäten der Dinge sind nur subjektiv, d. h. vom Menschen geschaffen. Darum kann die Seele, wenn sie sich von tiefen, wertvollen Eindrücken erschüttert fühlt, sich im Grunde doch nur von sich selbst abhängig fühlen, sich selbst anbeten. Ein influxus naturae auf die Seele darf nach Otto unter keinen Umständen zur Erklärung der Frömmigkeit zugegeben werden; damit ist dieser folgerichtigerweise auch die Richtung vorgezeichnet, sich möglichst von dem Vorstellungsinhalt der geschichtlichen Religion, des historischen Mosaismus und des historischen Christentums, loszulösen und unmittelbar, d. h. zeit- und raumlos das stets sich selbst gleiche Ewige und Unendliche zu schauen.

Die grundsätzliche Absperrung der Frömmigkeit von der räumlich-zeitlich gegliederten Außenwelt muß zu einer unfruchtbaren Mystik führen, weil der Geist nicht mehr durch die Außenwelt befruchtet werden kann.

An diesem Punkt fühle ich mich in grundsätzlichem Gegensatz gegen Otto. Ist die Außenwelt nur im Stande, qualitätslose Reize auf die Seele auszuüben, so daß der Menschengeist die ganze Welt seiner Vorstellungen, ästhetischen Empfindungen und sittlichen Entscheidungen aus sich selbst schafft, oder findet doch ein influxus naturae beim Zustandekommen unserer persönlichen geistigen Besitztümer statt? Mir scheint es, daß es anerkannte Tatsachen gibt, welche die letztere Frage bejahen.

Beim Ueberblick über die Geschichte der einzelnen Kunstarten drängt sich das Gesetz auf: Je mehr in der Kunst die Selbständigkeit des Menschengeistes der Natur gegenüber sich geltend macht, desto geringer sind die Leistungen, je mehr der Geist von der Natur befruchtet wird, um so vollkommener. Maler und Bildhauer sind und bleiben abhängig von dem Modell, welches ihnen die höchste Schönheit offenbart. Versucht der Mensch, der Natur sein Gesetz aufzuzwingen, so ist damit der Anfang der Erstarrung, des gesetzlichen Schematismus gegeben. „Wahrhaftig steckt die Kunst in der Natur, und wer sie daraus kann nehmen, der hat sie,“ mit diesen Worten hat Albrecht Dürer den Anfang einer neuen deutschen Kunst eingeleitet. Haeckel hat ein Werk mit z. T. mikroskopischen Zeichnungen herausgegeben unter dem Titel „Kunstformen in der Natur“ und zeigt darin an organischen Gebilden, welche früheren Geschlechtern überhaupt noch nicht in die Sinne fallen konnten, daß die Gesetze der ästhetischen Kunstform in den feinsten Organisationen der Natur tatsächlich wirksam gewesen sind; in ähnlicher Weise haben auch die Anatomen nachgewiesen, daß die konstruktiven Gesetze der Mechanik, welche von den Architekten und Maschinenbauern mühsam erarbeitet sind, bereits beim Bau des menschlichen Knochensystems ihr Meisterwerk vollbracht haben.

Otto führt aus: Es gibt gar keine „Gedanken überhaupt“ in mir, die für sich ihr Spiel trieben. „Es denkt“ niemals in mir. Vielmehr hat alles Empfinden, Denken und Wollen in jedem Menschen einen eigentümlichen zentralen Bezug, den wir meinen, wenn wir sagen, „mein Gedanke, mein Empfinden“ Aber dagegen haben alle schöpferischen Denker von den altisraelitischen Propheten bis zu den Geistesheroen der neuen Zeit die in ihnen aufsteigenden Stimmungen und Ideen als einen von außen auf sie überströmenden Zwang empfunden, gegen welchen der bewußte Denk- und Empfindungsgehalt ihrer Persönlichkeit lange sich aufzulehnen versuchte, bis er sich der übermächtigen Stimme, die ihn rief, beugen mußte. Tatsächlich ist es eine häufige Erfahrung, daß „es“ in uns denkt, in uns empfindet. Der Gedanke und die schaffensfähige künstlerische Stimmung kommen nicht, wenn wir wollen, sondern gerade dann, wenn selbständiges Denken und bewußtes Empfinden nachgelassen haben, und wir zu reiner andächtiger gesammelter Empfänglichkeit gelangt sind.

Auf sittlich religiösem Gebiet ist es von den Heroen des Glaubens stets betont worden, daß beim Akt der Bekehrung der menschliche Wille sich „rein passiv“ verhält. Nur doktrinäre Persönlichkeiten von Pelagius bis Sozin haben auch diesen höchsten Akt des persönlichen Geisteslebens als freies Werk ihrer bewußten Vernunft behandelt und sich damit um die Kraft und Fruchtbarkeit ihres sittlichen Handelns betrogen.

Die tiefsten persönlichen Entscheidungen werden nicht durch bewußt klare Gründe und Zwecksetzungen herausgeführt, sie sind Geburten, welche sich unter schmerzlichen Wehen vollziehen. Es

sind übermächtige, von dem Nichtich auf das Ich eindrängende Gewalten im Spiele; sie erwählen die Menschenseele zum Schauplatz ihrer Kämpfe und treiben zu Entscheidungen, deren Tragweite wir nicht überschauen, sie können von höchster Lust oder auch von höchster Unlust begleitet sein, sie sind Glaubensakte, welche zur Reise des Entschlusses kommen durch den Aufblick zu Gott, der größer ist als unser Herz und alle Dinge weiß; ihnen folgt als Lohn ein Frieden Gottes, welcher höher ist als alle Vernunft.

Otto kennt sehr wohl die Bedeutung des Mysteriums und der Mystik für jede lebendige Frömmigkeit; sie besteht für ihn darin, im Zeitlichen das Ewige und im Endlichen das Unendliche zu schauen. Aber da bei ihm wie bei allen Vertretern der Kantschen transzendentalen Aesthetik das Uebersinnliche raum- und zeitlos vorgestellt wird, so kann das Schauen des Ewigen und Unendlichen für die besondern Aufgaben des Erkennens und Handelns, welche dem Individuum gestellt sind, keinen direkten Ertrag abwerfen. Es kann einerseits eine reinigende und erhebende Wirkung auf die Stimmung des Menschen ausüben, andererseits aber wird es ihn zum weltabgekehrten Träumer machen, der alle Dinge sub specie aeternitatis betrachtet und darüber die auf ihn eindringenden besondern Aufgaben übersieht oder nicht zu lösen vermag.

Soll die dauernde Gottesgemeinschaft, welche uns Quelle und Ziel des religiösen Lebens ist, tatsächlich sich verwirklichen und auch vor dem „Gewissen im Kopf" Bestand haben, so darf Gott nicht als reiner Geist über oder jenseits der Natur stehen, sondern er muß sich in positiver Wechselwirkung mit der räumlich-zeitlichen Welt befinden, so daß er auch durch die Reize unserer Sinne auf uns zu wirken vermag.

Wie mag solches zugehen? die neuern und neuesten Ergebnisse der Naturwissenschaften auf allen Forschungsgebieten schaffen dafür die Möglichkeit des Verständnisses. Sie sind verarbeitet in einem großen Werk des durch frühere ästhetische Schriften (Religion und Kunst u. A.) bekannt gewordenen Gustav Portig: „Das Weltgesetz des kleinsten Kraftmaßes in den Reichen der Natur", dessen beiden ersten Bände 1903 und 1904 bei Max Kielmann in Stuttgart erschienen sind.*) Gern werde ich über das neue Verhältnis zwischen Religion und Naturwissenschaft, welches durch das Portigsche Werk geschaffen ist, in einem zweiten Artikel berichten.

Hans Gallwitz

Panagia Kapuli

Panagia-Kapuli, das neuendeckte Wohn- und Sterbehaus der heiligen Jungfrau Maria bei Ephesus. Von Johannes Nießen. Mit kirchlicher Druckerlaubnis. Mit einem Titelbild in Photogravüre, 2 Karten, 8 Tafeln Illustrationen und den offiziellen Dokumenten. Dülmen i. W. 1906, A. Laumannsche Buchhandlung, Verleger des heiligen apostolischen Stuhles. 420 Seiten Lexikon-Oktav. Preis 8 Mk., elegant in Kaliko gebunden 9,60 Mk.

Ein merkwürdiges Buch, das einen Einblick in ein merkwürdiges Gebiet der katholischen Frömmigkeit unserer Zeit gestattet.

Der Verleger, der das Werk aufs beste ausgestattet hat, orientiert uns folgendermaßen über den Inhalt:

Mehr und mehr beschäftigt sich die christliche Welt mit der Frage nach den letzten Lebensumständen der heiligen Jungfrau Maria. Besonders in Deutschland ist dafür ein lebhaftes Interesse geweckt worden durch die Schenkung der „Dormitio" in Jerusalem seitens des deutschen Kaisers Wilhelm II., sowie durch den Bau einer „Mariä-Heimgangskirche" daselbst.

Hierzu will obengenanntes Werk nun Stellung nehmen und die noch immer offene Frage endlich einer gründlichen, wissenschaftlichen Untersuchung unterziehen.

Die zwei ersten Teile des angekündigten Buches arbeiten mit rein kritisch-wissenschaftlichem Material.

Der erste Teil weist eingehend nach, wie die Sage entstand, daß die heilige Jungfrau in Jerusalem gestorben sei, wie sie allmählich die Geister für sich gewann und schließlich einen ganz unberechtigten Siegeszug durch die Welt hielt. Diese Partie des Buches ist zugleich der bedeutendste Schlag, der jemals gegen die Jerusalemer Legenden geführt wurde. Altgewohnte, fromme Vorstellungen, wie sie selbst im Brevier, Kirchenlexikon, in Kirchengeschichten, Legenden, letzthin auch besonders in zwei Schriften von Dr. F. Nirschl, vorgeführt wurden, erscheinen auf Grund des vorgelegten, umfassenden Beweismaterials als absolut sagenhaft und ungeschichtlich.

Der zweite Teil begründet mit den gewichtigsten Argumenten, wie die geschichtlichen Nachrichten und die Vernunftgründe bezüglich des Todes der heiligen Jungfrau nicht nach Jerusalem, sondern nach Ephesus in Kleinasien hinweisen. — Das Buch berührt außerdem noch manche hiermit zusammenfallende, neue Einzelheiten, die in alte Streitfragen Licht bringen.

Der dritte Teil bringt zunächst als Problem die in ihrer Veranlassung wie in ihren Ergebnissen höchst merkwürdigen Entdeckungen und Ausgrabungen in der Umgegend von Ephesus in dem letzten Jahrzehnt, Entdeckungen, die bis in die höchsten kirchlichen Kreise Roms lebhaftes Interesse hervorgerufen haben und ohne Zweifel mehr und mehr den ganzen christlichen Erdkreis in gespannte Aufmerksamkeit versetzen werden.

Die protokollarischen Untersuchungen der wissenschaftlichen, durch den Erzbischof von Smyrna, P. A. Timoni, Apostolischen Vikar von Kleinasien, berufenen Kommissionen werden authentisch mitgeteilt.

Einige der von den Leitern der Ausgrabungen für diese deutsche Ausgabe eigens bestimmten, an Ort und Stelle aufgenommenen Photographien werden im Anhange des Werkes in Autotypien wiedergegeben.

Ohne sich irgendwie in gewagte Hypothesen zu verlieren, besticht der Verfasser durch logischen Aufbau und geschlossene Beweisführung.

Nicht erwähnt ist in diesem Prospekt der eigentlich springende Punkt der geschlossenen Beweisführung Nießens: die angebliche Uebereinstimmung der Lokalitäten, die zwischen der kleinen alten Kirche Panagia Kapuli*) auf dem Aladagh bei Ephesos und dem Wohnhaus der Maria in den von Clemens Brentano aufgezeichneten Visionen der gottseligen Anna Katharina Emmerich besteht. Sowohl für Nießen, als auch schon für seine französischen Vorgänger ist diese Uebereinstimmung der Grund für die Identifizierung von Panagia Kapuli mit dem Wohn- und Sterbehaus der Maria. Der Name „Panagia" allein würde ja auch nichts beweisen: er haftet an zahllosen jener kleinen Kirchlein, die wir überall in der griechischen Levante finden. Jedem Besucher von Eleusis ist die arme Panagia-Kapelle, die sich jetzt über der Stätte des alten Demeterbezirks erhebt, so unvergeßlich, wie dem Athenischen Wallfahrer der abendliche Lichterglanz in der Grotte der Panagia Spiliotissa**) im Felsen der Akropolis über dem Dionysostheater. So berichtet Nießen selbst von nicht weniger als 36 Panagia-Kapellen in der Umgebung von Ephesos. Daß aus diesen drei Dutzend alten Bauten gerade Panagia Kapuli als die echte Wohnstätte der Maria herausgegriffen wird, ist bis jetzt lediglich den Visionen der Emmerich zu verdanken, die von Nießen und seinen Vorgängern ebenso benutzt werden, wie etwa das Buch des antiken Topographen Pausanias bei der Ausgrabung von Delphi.

Zweifellos ist damit eine neue Methode der archäologischen Technik gefunden. Und es wird der Eigenart dieser Methode keinen Eintrag tun, daß Nießen im Anschluß an Andeutungen des inzwischen verstorbenen Erzbischofs von Smyrna Timoni eine noch neuere Methode zur Prüfung der Echtheit von Panagia Kapuli gelegentlich kundgibt: man hat unter dem Fußboden der Kapelle Asche gefunden, und im Vertrauen auf die Fürbitte der heiligen Jungfrau hat man sich in Smyrna bei schweren Krankheiten neuerdings dieser Asche bedient, mit dem wunderbaren Erfolg der plötzlichen Heilung. Ein griechisch-schismatischer Arzt hat eine dieser Heilungen protokollarisch anerkannt.

Zahlreiche „aktenmäßige Belege" für die Echtheit von Panagia Kapuli sind abgedruckt, der Bericht des ehemaligen französischen Offiziers und jetzigen Professors der alttestamentlichen Exegese in Smyrna Pater H. Jung und Genossen, das Protokoll des Erzbischofs von Smyrna und seiner Begleiter, sowie viele Kundgebungen anderer Besucher des Kirchleins. Dabei fallen insbesondere die „Zeugnisse" französischer Offiziere, Fähnriche und namentlich Kadetten von den Kriegsschiffen

---

*) Vgl. die Anzeige des Werks durch Troeltsch in Nr. 23 d. J. Das Thema ist unerschöpflich, und so werden die beiden Besprechungen sehr wohl neben einander bestehn. D H

*) Deutsch etwa: „Allheilige vom Tor." Die „Allheilige" ist Maria.

**) „Allheilige in der Grotte."

Troude, Dévastation und Formidable auf, die ebenso wie z. B. der Professor der Philosophie am bulgarischen Seminar von Zeitenlik in Mazedonien Eichy die vollkommene Uebereinstimmung zwischen den Angaben der Emmerich und der tatsächlichen Wirklichkeit feststellen, nicht zu vergessen das begeisterte Zeugnis der Komtesse Arabella Loughnan aus England und der deutschen fürstlichen Persönlichkeit, die 1905 in Panagia Kapuli erklärte: Veni, vidi, credo!

Die durch die Schule der weltlichen Archäologie gegangenen Gelehrten sind nun freilich frivol genug, anders über das Kapuli-Problem zu denken, als die Kadetten der Schiffe mit den imponierenden Namen und der Philosoph von Zeitenlik. Als ich Ostern d. J. in Smyrna und Ephesos weilte, hatte der Wiener Archäologe, der uns die Ruinen von Ephesos zeigte, ein freundliches Lächeln über Panagia Kapuli. Und der größte Kenner von Ephesos, Otto Benndorf, erklärt in dem mächtigen Ephesoswerk, das die Ergebnisse der österreichischen Ausgrabungen jetzt eben zusammenzufassen beginnt*), Panagia Kapuli für eine Spielart der von Strzygowski kürzlich behandelten Kreuzkuppelkirchen des Orients, roh erbaut aus Bruch- und Backsteinen und nach Osten orientiert, schwerlich älter als das vierte Jahrhundert nach Christus. Daß die Schilderungen der Nonne inbezug auf die Form und Einrichtung des vermeintlichen Hauses in allem Wesentlichen nicht harmonieren, bedarf nach Benndorf keines Erweises:

> Einigermaßen stimmt nur die Lage auf einem Berge, drei bis vier Stunden südlich von Ephesos, linkerhand des von Südost kommenden Weges, lehrreich insofern, als sich wieder zeigt, mit welchen Streichen der Zufall Glaubenswilligen entgegenkommt.

Trotzdem möchte ich, auch auf dem Standpunkt der weltlichen Archäologie stehend, Nießens Buch nicht für wertlos erklären. Sein erster Teil ist eine geschickte Widerlegung der jerusalemischen Legende und zeigt, welches Maß von Kritik ein katholischer Hagiograph da anwenden darf, wo es ihm erlaubt ist Hypothesen aufzustellen und zu verwerfen. Der zweite Teil bringt Materialien, die im weiteren Sinne für die Geschichte des altchristlichen Ephesos von Interesse sind.**) Und der dritte Teil stellt uns zwar nicht vor solide archäologische Arbeit, aber er spiegelt ein bedeutsames Stück katholischer Volksfrömmigkeit wider, indem er uns hineinblicken läßt in die ungebrochene Naivität des Wunderglaubens und in das Werden eines neuen Kultes. Noch ist der Kult der ephesinischen Gottesmutter vom Tor keine vollendete Tatsache, noch hat das arme Kirchlein den Riesenkonkurrenzkampf mit Mariä Heimgang auf der Dormition in Jerusalem zu bestehen, und dieser Kampf ist eine ernsthaftere Gefahr, als die lächelnde Kritik der ungläubigen Wissenschaft.

Aber der neue Kult wird sich zur Geltung bringen, denn die größte Entdeckung steht noch bevor. Am 12. August 1821 hat die gottselige Anna Katharina Emmerich im Geiste das Grab der heiligen Jungfrau in einer Felsenhöhle geschaut, den Sarg beschrieben und erklärt, daß das Grab noch über der Erde bestehe und noch einstens zu Tage kommen werde. Ist der Zeitpunkt für die Erfüllung dieser Weissagung nicht jetzt so günstig wie möglich?

> Wenn wir uns daran erinnern, daß die Dogmen der Kirche langsam, ständig und naturgemäß wachsen wie die Pflanzen, so dürfen wir wohl sagen: ein solches Geschenk würde gerade jetzt der Mariologie der heiligen Kirche die Krone aufsetzen und der mächtigste Impuls werden, daß der ganze christliche Erdkreis einerseits darin eine feierliche göttliche Approbation all der Ehrfurcht und Bewunderung erkännte, welche die heilige Kirche für die Würde und Größe der heiligen Jungfrau hat, andrerseits den lebendigen, innigsten Wunsch hegte, das Dogma von der Himmelfahrt Marias feierlich verkündigt zu sehen. (Nießen S. 391.)

Der Verfasser ist zwar fromm und klug genug, die Vorsehung nicht zu meistern, aber zwischen den Zeilen ist überall seine und der Smyrnachristen glühende Hoffnung zu lesen, daß das Kleinod, welches die Umgebung von Panagia Kapuli noch im Schoße birgt, der Christenheit bald in unbestreitbarster Weise, „sagen wir, unter evidentesten Wundern" (S. 400), geschenkt werde. Was so heiß ersehnt wird, wird gefunden werden, und auch die begleitenden Wunder werden bei der Entdeckung des Mariengrabes nicht fehlen. Dann wird Panagia Kapuli seine große Stunde erleben.*)

Adolf Deißmann

*) Forschungen in Ephesos veröffentlicht vom Oesterreichischen Archäologischen Institut, Band I (Wien 1906. 80 Mk.) S. 83.

**) Wäre ich Nießen, so würde ich mir die Maria Röm. 16, 6 nicht entgehen lassen: das 16. Kapitel des Römerbriefs ist ja wahrscheinlich ein Paulusbrief nach Ephesos.

*) Und nun lese man den Artikel nach, den die Christliche Welt 1897 Nr. 10 gebracht hat: Panajia Capouli. Damals hat Pfarrer Ebeling in Smyrna uns über die Entdeckung des Heiligtums berichtet. D H

Vor Eleusis

Still lag die Bucht:
Kein Segel,
Kein Mövenschrei,
Kein Schwatzen von Gaffern —
Heilige Einsamkeit nur
Auf der heiligen Straße
Vor Eleusis.

Hinter finstres Gewölk
Trat die Sonne:
Tiefe blaue Schatten
Deckten die Klippen von Salamis,
Die Hörner von Megara;
Düster starrten zur Rechten
Die nackten Fellen,
Welchen die Vorzeit
Den Weg abgerungen,
Den heiligen Weg
Nach Eleusis.

Ein Wagen fuhr die Straße
Von Eleusis her,
Ein Erntewagen,
Mit reifer Frucht hochbeladen:
Die Erstlinge spendete
Die gütige göttliche Frau,
Die Herrin von Eleusis,
Panagia,
Demeter.

Da warf die sinkende Sonne
Aus der Wolkenburg
Einen goldenen Gürtel
In die schweigende Flut:
Zitterndes blinkendes Gold
Säumte die Küste,
Die heilige Küste
Von Eleusis.

Auf der heiligen Straße, 5. Mai 1906

Die württembergische Verfassungs-Revision

1

Die württembergische Verfassungs-Revision, die nach über halbhundertjährigen Bemühungen endlich in diesen Tagen, am 9. Juli 1906, die endgiltige Zustimmung der beiden Kammern gefunden hat, ist ein Ereignis, das, so sehr sonst die Christliche Welt ihre neugewonnene Entlastung von der Kirchenpolitik hochhalten mag, um seiner besonderen Bedeutung willen doch verdient, eine Ausnahme zu machen. Schon der künftigen Wirkung wegen. Diese Wirkung liegt in einer doppelten Bedeutung, die jenem Ereignis von Hause aus innewohnt.

Erstens in seiner konfessionellen. In dieser Hinsicht ist das deutlichste Symptom die bis zuletzt festgehaltene Gegnerschaft unseres Zentrums. Es bleibt eine Tatsache von symptomatischer Bedeutung, daß die einzig unterliegende und so von Rechts wegen Leid tragende Partei die katholisch-konfessionelle Partei unseres Landes ist — wie zugleich die Ironie der Geschichte eben darin liegt, daß Niemand eine größere Schuld, d. h. von unserem Standpunkt aus ein größeres Verdienst zukommt an dem schließlichen Gelingen dieser Reform als unserem Zentrum und näher seinem vom Reichstag her sattsam bekannten Häuptling Gröber. Der allgewaltige Gröber in seinem Heimat-

land einfach auf die Seite geschoben, und das wichtigste Ereignis unseres parlamentarischen Lebens seit fünfzig Jahren durchaus ohne und gegen ihn zustande gebracht, ja zustande gekommen eben infolge seiner verkehrten allzu ausgesprochen katholischen Politik, die seit anderthalb Jahrzehnten von ihm in unsern Landtag eingeführt worden ist und wobei er den württembergischen Landtag mit dem deutschen Reichstag verwechselt hat: das ist ein Ereignis, das bei der Stellung Gröbers und des von ihm geführten Zentrums in den allgemeinen Reichstagsangelegenheiten in sich selbst seine Bedeutung hat und das allgemeine Interesse der deutschen Kulturwelt verdient.

Zweitens wohnt ihm auch für die württembergischen Verhältnisse eine hohe Bedeutung inne, nach der freiheitlich-sozialen Seite, insofern damit dem württembergischen Volke die Möglichkeit gegeben ist, nach einem Intermezzo von genau einem Jahrhundert seine wirkliche Volksmeinung unverfälscht und unvermischt mit andern Elementen hinfort wieder zum Ausdruck zu bringen. Wenigstens wer parlamentarischen Formen irgend welchen Wert zuerkennt, für den wird das württembergische Parlamentsleben erst jetzt, wo es von den widerspruchsvollsten Formen befreit ist, ein Gegenstand ernsthafter Teilnahme, wie sie jeder unverfälschten Aeußerung der Volksseele zukommt, sein können. Nur daß die meisten auswärtigen Leser gar nicht ahnen, was für eine verwickelte parlamentarische Situation in diesem ganzen letzten Jahrhundert unsere Geschicke beherrscht hat, und wie Vieles, was dem Nichtwürttemberger an den Entscheidungen unseres Volkes unverständlich geblieben ist, eben auf die Rechnung dieser allzu unnatürlichen Verfassungsverhältnisse zu setzen ist. Kein Wunder, wenn auch jetzt wieder unsere Reform auswärts so viele verständnislose Urteile über sich ergehen lassen muß, — aber ein Grund mehr für uns, zum richtigen Verständnis erst kurz die geschichtlichen Wurzeln jener Situation klarzulegen, sodann, um was es sich eigentlich beim Ganzen gehandelt hat, zu zeigen und zum Schluß endlich die natürlichen Konsequenzen der Neuerung anzudeuten.

2

Der Ausgangspunkt unserer geschichtlichen Erklärung ist von dem Jahre 1806 zu nehmen, von den geschichtlichen Verschiebungen, die mit der Gründung des Rheinbunds zusammenhängen, Dingen, die erst jetzt im Juli 1906 ihre nötige Korrektur oder ihre halbwegs passende „Einrenkung“, um mich so auszudrücken, erfahren haben. Nachdem nämlich mit der Annahme der Königswürde Neujahr 1806 infolge des Preßburger Friedens die altwürttembergische Volksvertretung, in der die vierzehn Prälaten (Rechtsnachfolger der alten Kloster-Aebte) neben den Vertretern der 68 Aemter (zumeist Schulzen) eine sehr gewichtige Rolle gespielt hatten, entsprechend Napoleons Rat „geschaßt“ worden waren, mußte für die Folgezeit schon die Menge von früher reichsunmittelbaren Fürsten und Grafen, die nach vorausgegangener Annexion der Reichsritterschaft anläßlich der Rheinbundsbildung den neuen Souveränen von Napoleons Gnaden zu verschlucken gegeben wurden — und zwar eben Württemberg mehr als einem zweiten Lande —, für eine etwaige künftige Verfassung eine ganz andere Gestalt bedingen. Dies schon infolge der königlichen Zusage, die bei jener „Mediatisierung“, wie man das nun nannte, den Verschluckten feierlich gegeben wurde, daß sie außer der Unterstellung unter die neuen Souveränitäten möglichst bei ihren sonstigen Rechten, d. h. ihrer Patrimonialgerichtsbarkeit wie ihrem sonstigen Privilegiertenstand, erhalten werden sollten: Versprechungen, über die sich zwar der württembergische König schon 1809 kurzerhand hinwegsetzte, die aber den Charakter einer um so schwereren Rechtsverpflichtung gewannen, als nach Napoleons Verjagung auf die Klagen der Depossedierten vor dem Wiener Kongreß 1814 dieser in seinem § 14 die allgemeine Forderung aussprach, daß in den Verfassungen, die (wo möglich auf Grund der früher zu Recht bestandenen) nun überall in den deutschen Bundesländern einzurichten wären, jenen früheren Reichsständen eine privilegierte Stellung eingeräumt werden sollte. Auf Grund dieser veränderten politischen und rechtlichen Lage trat denn nun an Stelle des durchaus demokratischen und zugleich grundprotestantischen Altwürttemberg für Neuwürttemberg eine Verfassung, in der ebenso den feudalen Elementen, der niederen ritterschaftlichen wie der hohen standesherrlichen Aristokratie, eine bevorzugte Stellung eingeräumt als zugleich dem neuen katholischen Element, das namentlich durch die Angliederung von Oberschwaben hereingekommen war, Rechnung getragen werden mußte. Letzteres lag durchaus im Sinne des ersten württembergischen Königs Friedrich, der im Gegensatz zu den altwürttembergischen Prälaten, deren Selbständigkeit ihm genug zu schaffen gemacht hatte, für die katholische Hierarchie eine ausgesprochene Vorliebe besaß und so in dem von ihm selbst seinen Ständen präsentierten Verfassungsentwurf, der das Einkammersystem bezweckte, neben „dem Erzbischof und einem weiteren Suffraganbischof“, der für die katholische Seite vorgesehen war*), die evangelische Kirche mit einem — sage einem — und zwar dem ältesten unter den sechs Generalsuperintendenten, auf welche die alten vierzehn Prälaten reduziert waren, bedacht hatte. Doch machte dieser Friedrichsche Entwurf, der wegen seines Einkammersystems im Verlauf der letzten Jahre ungebührlich belobt worden ist, kläglich Fiasko, und Württemberg widerfuhr das Geschick, nach langem Streit um „das gute alte Recht“ nicht als erster, sondern als letzter von den drei süddeutschen Hauptstaaten erst Anno 1819, angesichts des Karlsbader Kongresses, seine Verfassung unter Dach und Fach zu bringen. Aber nun leider nicht nach badischem Beispiel: mit den sämtlichen privilegierten Ständen in der einen, den Volksabgeordneten in der andern Kammer; sondern nach bayerischem: der eine Teil der Privilegierten, Ritter und Prälaten, in die untere, der andere Teil, der hohe Adel als „Standesherren“ mit Prinzen und königlich benannten (lebenslänglichen) Mitgliedern in die obere Kammer. Dies System rechtfertigte sich für Württemberg einigermaßen dadurch, daß es im Unterschied von Baden eben so viel mehr Standesherren aufzuweisen hatte, teils infolge der Vielgeteiltheit der hohenlohischen Familie wie der alten Limpurger Grafschaft, teils infolge der zahlreichen Herren, zumeist westfälischer Grafen und Herren, die eben erst infolge des Reichsdeputationshauptschlusses von 1803 auf den Boden von Oberschwaben mit den dortigen Stiften und Klöstern für ihre linksrheinischen Verluste entschädigt worden waren. So kamen hier in Württemberg an Stelle von acht Standesherren in Baden ganze dreiundreißig heraus, zu denen elf königlich ernannte (worunter drei erbliche, die andern lebenslänglich) Mitglieder traten samt eben so viel königlichen Prinzen, insgesamt also fünfundfünfzig. Das konfessionelle Element machte sich hier noch weniger gefährlich geltend, weil die vielen Prinzen als sämtlich evangelisch der katholischen Mehrheit der Standesherren ein genügendes Gegengewicht boten und dazu (abgesehen davon, daß mancher von diesen, wie der heutige Fürst v. Quadt-Isny, erst unter dem Einfluß der oberschwäbischen Luft konvertierte) entsprechend jener ganzen Zeit von einem ausgeprägt katholischen Bewußtsein jenes hohen Adels keine Rede sein konnte. Dies ist aber bekanntlich im zweiten Teil des neunzehnten Jahrhunderts anders geworden, zu gleicher Zeit mit dem Aussterben unserer evangelischen Prinzenschaft. Die Folge war, daß allmählich die Erste Kammer genau in demselben Verhältnis, in dem das ganze Land evangelisch war, nämlich zu 2/3 und darüber ein ausgesprochen katholisches Gesicht bekam. Dieser Zustand war erträglich, so lange die konfessionelle Gegensätzlichkeit nicht weiter heraustrat. Im Interesse der katholischen Minderheit wäre es gewesen, dieselbe möglichst verschleiert zu lassen. Tatsächlich ist dies früher auch Jahrzehnte durch geschehen; und die früheren Fahnenträger katholischer Gesinnung waren eifrig darauf bedacht, ihre Fahne unter allgemeineren Parteien, der „Linken“, der „Landespartei“ und dergleichen verschwinden zu lassen. Das wurde aber anders, als die katholische Partei im Reichstag so brillante Geschäfte eben als „Zentrum“ machte. Da war es eben Gröber, unter dessen Aegide auch die württember-

*) König Friedrichs Ansicht von seinen „Staaten“ entsprach die Absicht, für die 450 000 katholischen Untertanen einen Erzbischof in Ellwangen und mindestens zwei Suffraganbischöfe, einen in Rotenburg, den andern in Oberschwaben zu stationieren.

gischen Katholiken nun als besondere „Zentrumspartei“ sich konstituieren mußten, mit der natürlichen Aufgabe, dem von Hause aus so unpolitischen schwäbischen Volke die Unvereinbarkeit dieser Zentrumsforderungen mit der evangelischen Mehrheit möglichst gründlich zum Bewußtsein zu bringen.

3

Die Gelegenheit dazu ergab sich besonders bei den der Reformversuchen des letzten Jahrzehnts im alten Jahrhundert: Anno 1898. Da war es Gröber, der gegenüber dem damals von mir noch in letzter Stunde angeregten Versuch, durch gleichmäßig angemessene Hinüberversetzung der Kirchenvertreter, der Prälaten, in das Oberhaus dessen katholische Mehrheit wenigstens in paritätische Gleichheit zu verwandeln, seinen bekannten Initiativgesetzantrag einbrachte, der für alle Ewigkeit die derzeit bestehende Herrschaft der Kirche über die Schule gesetzlich festlegen sollte, unter der unverfrorenen Motivierung, weil durch die vorgesehene Veränderung der Ersten Kammer „die katholische Minderheit den bisher in jenem Oberhause besessenen Schutz einzubüßen“ im Begriffe sei. Das war eine Naivität, die den eigentlichen Zweck der Ersten Kammer deutlicher im Sinne des Zentrums verriet, als man einem Politiker vom Renommee Gröbers eigentlich hätte zutrauen sollen. Es fehlte nur noch, daß die Erste Kammer durch ihr Verhalten diese Charakterisierung offenkundig rechtfertigte, um die wunderbare Gutmütigkeit des schwäbischen Volkes über diese merkwürdige Situation doch endlich in Harnisch zu bringen. Dies die Bedeutung der bekannten Abstimmung in der Volksschul-Novelle des Jahres 1904, in der eine teilweise Aufhebung der bisher bestehenden geistlichen Bezirks- (nicht Orts-) Schulaufsicht der entschlossenen Ablehnung durch die Erste Kammer, und zwar unter ausdrücklicher Berufung auf das „katholische Gewissen“ (so Fürst Quadt) begegnete.

Eine derartige Beugung eines in seiner Mehrheit so grundprotestantischen und in prinzipiellen Dingen keinen Spaß verstehenden Volkes mußte doch dem Fasse der schwäbischen Geduld den Boden ausschlagen, und es erfolgte ein Entrüstungssturm, wie ihn unser Volk seit Menschengedenken nicht erlebt hat. Der Regierung gebührt das Verdienst, daß sie es nicht versäumt hat, diesen Wind sich zu Nutzen zu machen; und so kam es denn zu einem abermaligen Versuch einer Reform, die bei der völlig ablehnenden Haltung Gröbers nur unter der Devise „Gegen das Zentrum“ erfolgen konnte. Es war die glücklichste und von dem Schreiber dieser Zeilen seit Jahrzehnten ersehnte Parole, schon darum, weil nur mit ihr daran zu denken war, sämtliche übrige Parteien des Abgeordnetenhauses, nicht nur die ausgesprochen Liberalen einschließlich der Sozialdemokratie, sondern auch die Konservativen einschließlich Bauernbund neben Prälaten und Rittern (die in der Mehrheit im Unterschied vom hohen Adel evangelisch sind) unter einen Hut zu bringen. Freilich blieb die gefährliche Frage, ob auch die Erste in ihrer Mehrheit katholische und von dem Fürsten von Quadt wie dem Erbprinzen von Löwenstein-Rosenberg inspirierte Kammer für eine Reform mit diesem Gesicht zu haben sein werde. Aber zum Glück ist diese infolge der weitgehenden Verminderung, die sie durch Aussterben, Verkauf und Wegzug einer Reihe von Familien erlitt und die einstigen 55 auf zuletzt 29 Berechtigte reduziert hat, an einer Reform unserer Verfassung, die der Ersten Kammer neue leistungsfähige und möglichst homogene Elemente zuführen sollte, längst noch mehr interessiert gewesen als die Zweite, weshalb man von dieser Seite, unter kluger Zurückstellung des konfessionellen Gesichts, unter dem Einfluß des (evangelischen) Fürsten von Löwenstein-Freudenberg für sich nur um möglichste Vermehrung des Budgetrechts und zugleich Abwehr allzu reichlichen Zuflusses von neuen Elementen sich bemühte. Dies mußte, da namentlich die ersteren Wünsche sich mit denen der herüberkommenden Privilegierten, der Ritter und Prälaten, selber deckten, von der Abgeordnetenkammer als Aequivalent gegen ihre eigenen Hauptwünsche: Herstellung der reinen Volkskammer und zwar in unverminderter Zahl (auf dem Weg des Ersatzes der ausscheidenden Privilegierten durch den Proporz) wohl oder übel bewilligt werden.

So wird das künftige Oberhaus nicht nur in Bezug auf die Einnahmen künftig ein wesentlich erweitertes Budgetrecht besitzen, sondern hat es auch durchgesetzt, daß statt der namentlich von den Rittern befürworteten 8 Berufsvertreter nur deren 5, und so im Ganzen statt 24 nur 21 neue Mitglieder (8 Ritter, 4 evangelische und 2 katholische Kirchenvertreter nebst ebenso viel Universitätsdeputierten, dazu die 5 Berufsvertreter für Gewerbe- und Handelskammern neben der Landwirtschaft) zu den alten 29 hinzutreten werden, also daß die Erste Kammer rechtlich künftig 50 Mitglieder haben wird. Aber immerhin ist auch so die eigentlich katholische Mehrheit gebrochen, indem als Hüter des katholischen Gewissens nach dem gegenwärtigen Stand höchstens 22 von den 50 Berechtigten zu haben sein dürften. Für die Zukunft aber bleibt hier die Hauptfrage, was die Regierung für lebenslängliche Mitglieder ernennen wird, die, weil sie zugleich zum Ersatz der Standesherren, soweit diese unfreiwillig, durch Tod und dergleichen abtreten, dienen sollen, für die kommenden Generationen zu einer erhöhten Bedeutung berufen sind, aber auch der Regierung einen erhöhten Einfluß sichern werden.

4

Und die voraussichtliche G e s a m t w i r k u n g dieser ganzen Reform?

Nummer Eins bleibt da immer, daß nun erst die Stimmung des württembergischen Volks rein und ohne Zusatz, durch seine eigenste Vertretung, die reine Volkskammer, zum Ausdruck kommt und so Gelegenheit sein wird, das eigentliche schwäbische Volk kennen zu lernen.

Da aber dieses Volk mehr als ein anderes zu prinzipieller Betrachtung der Dinge neigt und so oft einen fast allzu doktrinären Eindruck erweckt, daneben aber durchaus freiheitlich veranlagt ist, so ist allerdings zu erwarten, daß bald der Gegensatz gegen die Erste, nun zum eigentlich privilegierten konservativen Oberhaus gestempelte Kammer mit um so größerer Schärfe zum Ausdruck kommen wird, schon wenn wir uns erinnern, daß ohne Zweifel der Sozialdemokratie eine bedeutende Rolle in der Volkskammer zufällt. Von Manchen wird dieser Eventualität mit Befürchtungen, die sie zu keiner reinen Freude an dem gewonnenen Fortschritt kommen lassen, entgegengesehen und zumal auch das Verschwinden der Prälaten aus der Volksvertretung, mit der sie durch vier Jahrhunderte verwachsen waren und in der sie oft genug als Männer von ebenso viel Unabhängigkeit als Einsicht sich erwiesen haben, lebhaft bedauert.

Deshalb braucht man aber doch nicht zu fürchten, daß die Religion selbst zu kurz kommen werde bei einem Volk, in dem der religiöse Grundzug, ob er auch eine stark subjektivistische Färbung trägt, so tief ausgeprägt ist. Nur daß es eben die Sache derjenigen Kreise sein wird, denen die geistigen Güter über allem Anderen stehen, dies durch entsprechende Teilnahme auch bei den Wahlen zu betätigen und nicht diese Dinge als allzu weltlich lediglich den „Kindern der Welt“ zu überlassen. Vorläufig ist auch für diese idealen Güter durch Männer wie Professor Hieber, dem bei der ganzen Reform eine vorzügliche Rolle zugefallen ist, vortrefflich gesorgt, neben dem auf der konservativen Seite aber auch ein Schrempf (der Bruder Christophs) schon infolge des Proporzes sicherlich seinen Wiedereinzug halten wird (während von Blumhardt verlautet, daß er in keinem Falle mehr zu kandidieren geneigt sei).

Jedenfalls ist eben durch den Proporz dafür gesorgt, daß die eigentlichen Koryphäen jeder beträchtlicheren Partei dem Landtag nicht mehr fehlen werden, und dieser vor einem allzu niedrigen Niveau auf diese Weise bewahrt bleibt.

Eigentliche Gefahr droht immer am meisten von einem Ueberhandnehmen der wirtschaftlichen Interessen, denn auf dieser Linie ergibt sich die Vereinigung von Zentrum und Bauernbündlerei allzu natürlich. Aber doch nur dann, wenn das Zentrum lernt, seine konfessionellen Gesichtspunkte mit aller Entschiedenheit zurückzustellen, was ihm unter Gröber nicht leicht fallen wird.

Für katholische Politik nach dem Schema des Reichstags bleibt in absehbarer Zeit kein Raum, wohl aber für das Um-

gekehrte, die Politik des Fortschritts, zumal auf dem geistigen Gebiet, in erster Linie der Schule. So ist zu hoffen, daß Württemberg, nachdem es im letzten Jahrhundert auf diesem Gebiet entgegen seiner eigenen Vergangenheit sich hat ins Hintertreffen drängen lassen, für die Zukunft ein anderes Bild zeigen wird: ein Bild, das mit seiner protestantischen Grundlage mehr in Uebereinstimmung sich befindet. Qui vivra verra!

Julius Gmelin

Die Giftmischerin

Niemand konnte ihr Etwas nachsagen, das mit dem unheimlichen Namen in Verbindung stand, und doch war er ihr eines Tages angeflogen und an ihr haften geblieben. Ein Student der Medizin, der in den Ferien dem alten Doktor Möller assistiert hatte, war es gewesen, der bei einer Begegnung mit der Hägerspauline laut zu seinem Kollegen gesagt hatte: „Hu, was ein Weib! wie eine Giftmischerin sieht sie aus, oder eine Kindsmörderin."

Sie war auch kein anmutender Anblick, wie sie mit feindseliger, verdrossener Miene ihr Gesicht abwandte, um den alten Arzt nicht grüßen zu müssen. Dieser unguten inneren Verfassung kamen keinerlei äußere Reize zur Hilfe. Sie war ungewöhnlich groß und hager, mit knochigen langfingerigen Händen, in denen etwas Unheimliches lag. Ihr strähniges, farbloses Haar hing zerzaust unter einem grauen Kopftuch hervor, das Gesicht war fahl, der Mund groß und dünnlippig und die verblaßten Augen hatten einen bösen Blick. Hinter ihr drein aber lief ein struppiger, schwarzer Hund, der wegen seiner Bissigkeit von den Kindern Waldhausens gefürchtet und respektiert wurde.

Der Name Giftmischerin aber, den der Student so sorglos in die Welt des Dorfes geworfen hatte, bekam Füße. Bauernbuben schnappten ihn auf, und hinterrücks schlich er von Mund zu Mund, ohne daß die Trägerin des Schimpfes Etwas ahnte.

Die Hägerpauline wohnte mit ihrer uralten Mutter im Armenhaus. Die Waldhäuser nahmen es der alten Hägerin übel, daß sie immer noch lebte und von der Gemeinde „verhalten" werden mußte, und auch die Gefühle der Tochter bewegten sich in dieser Linie.

Die alte Hägerin lebte unterdessen noch recht gern und war noch gar nicht lebenssatt, obgleich sie manchmal ihren Ernährern gegenüber so tat. Sie dachte offenbar, daß das Verbrechen ihrer Langlebigkeit auf diese Weise ihr nicht so sehr angerechnet würde, da es ja kein Vergnügen für sie sei; denn Nichts verzeiht der Mensch dem Menschen so schwer als sein bischen Glück.

Wenn das Wetter es zuließ, zog die Greisin jeden Morgen auf den Bettel. Sie umwickelte ihre von Krampfadern geschwollenen Beine mit festen Binden, zog ihre sämtlichen Röcke und Jacken übereinander an, stützte sich auf einen alten grünseidenen Regenschirm, den ihr ein Graf geschenkt hatte, wie sie Jedem stolz erzählte, und hing sich eine große Tasche aus Sackleinwand über den linken Arm.

Die alte Frau war ein Bettelgenie. Niemand verstand sich so der Eigenart ihrer Gönner anzupassen wie sie. Vor den begüterten Bauern kroch sie in Demut und pries ihre Häuser, Aecker und Vieh, bei den ärmeren schalt sie über die Reichen und lobte die Klugheit und Schönheit der Kinder des Hauses. Auch in den Pfarrhäusern wußte sie genau Bescheid, sie hatte das Betteln wirklich zu einer Kunst ausgebildet; in den pietistischen war sie die arme Sünderin, die ganz von der Gnade des Heilands lebte und seiner Wunden sich getröstete, in den liberalen glänzte sie durch Ehrenfestigkeit und stille Ergebung in ihre Lage. Im allgemeinen aber kam sie am weitesten, indem sie den schlechten Instinkten ihrer reichen Brüder und Schwestern schmeichelte.

Sie wußte immer gleich, ob das, was sie sagte, gefiel. Sie hatte so eine Art den Kopf zur Seite zu legen, dabei sprach sie mit sanfter klagender Stimme und beobachtete im Geheimen scharf die Miene ihres Zuhörers. Und je nachdem

änderte sie schleunigst den Kurs, bis dann ihre Tasche schwerer und schwerer wurde und sie wohlgesättigt von Fleisch, Suppe und Kaffee heimwärts humpelte.

Ihre Bettelerfolge hinderten aber nicht, daß man sie allgemein als Hexe verschrie, ein Loos, dem alte, arme und unbeliebte Weiber auf dem Lande leicht verfallen. Man schwur drauf, daß sie sich in einen schwarzen Pudel verwandeln könne, mit glühenden Augen und feuriger Zunge; und Keiner wagte ihr eine Milch abzuschlagen, wenn sie darum bat, aus Furcht, sie könne sich am Vieh rächen. Die jungen Männer lachten zwar über den Aberglauben der Weiber und Alten, denn sie waren sehr gebildet und aufgeklärt, aber um sie zu verteidigen hätten sie keine Hand gerührt.

Mit dieser Mutter, die in ihrem Beruf so friedfertig und geschmeidig war, stand die Pauline schlecht. Nicht deshalb, weil die Tochter zwei Kinder hatte und keinen Vater dazu. Die Kinder hatten nie gestört, die waren von klein auf aus dem Haus gewesen, bei Fremden, denn die Väter hatten Alimente zahlen müssen; und jetzt gar konnte man an ihre kindliche Liebe appellieren, sodaß die gutmütigen Mädchen von ihrem Lohn abgaben.

Der Unfriede, der lange im Geheimen geglostet hatte, war an einem Weihnachtsabend über einem Betttuch und einer rosa Jacke entbrannt, die die alte Armenhäuslerin durch des Pfarrers Vermittelung von einem Wohltätigkeitsverein erhalten hatte, während die noch arbeitsfähige Pauline leer ausging. Daß das Betteln unter Umständen einträglicher ist als das Taglöhnen, wußte allerdings der junge Pfarrer nicht, dafür aber merkte er bald, daß die Pauline ihn mit glühendem, schweigendem Haß verfolgte. „Verfolgte" ist eigentlich falsch: sie ging ihm vielmehr aus dem Weg, drehte den Kopf, um ihn nicht sehen zu müssen, wenn sie ihm auf schmalem Feldweg begegnete, ließ sich nie mehr in der Kirche blicken und spuckte aus, wenn man von ihm sprach.

Das Armenhaus lag am Ende des Dorfs, da wo die Straße nach den Steinbrüchen anzusteigen beginnt. Der lehmige Weg davor war von Wagengleisen zerschnitten, in denen an vertieften Stellen das Wasser stand. Im Sommer konnte man von dem Hause auf wogende Kornfelder blicken, jetzt aber war es Herbst und auf den Stoppelfeldern erntete man Rüben ein.

Es war ein trüber naßkalter Tag. Die langgestreckten flachen Berge, die sich hinter dem Dorf erhoben, leuchteten in einem dunkeln Stahlblau und schienen greifbar nah. Am Himmel jagten dicke Wolkenballen und ein erbarmungsloser stürmischer Wind peitschte die Kronen der alten Nußbäume, die die Straße säumten und entriß ihnen das fahlgewordene zerfetzte Laub.

Die Pauline war soeben vom Feld gekommen, wo sie einem Bauer hatte Rüben graben helfen. Das war so ziemlich das letzte Geschäft, das es im Jahr gab; denn das Dreschen und Umpflügen ist Männerarbeit. Jetzt fing die Zeit der Demütigung und Not für sie an. Bis Weihnachten mochte der im Sommer ersparte Lohn noch reichen, aber dann hieß es von der Gnade der Mutter leben, betteln, hungern, bis das Frühjahr wieder mit seinen Feldgeschäften neuen Verdienst brachte.

In der Stube war es kalt, und es roch nach schlechtgelüfteten Betten und Sauerkraut. Mit klammen Fingern zündete die Pauline in dem rostigen zersprungenen Ofen ein Feuer an, und nun durchzog ein scharfer Rauch das kleine Zimmer.

Mit ihr war der Hund hereingekommen, der nie von ihren Fersen wich, seit sie ihn einst vorm Tod des Ertrinkens gerettet hatte. Er glich sehr seiner Herrin, er war ebenso unzugänglich und sah häßlich und böse aus. Heute aber machte er keinen furchterregenden Eindruck, das Tier schien krank zu sein. Das schwarze feuchte Fell zitterte vor Frost und die struppigen Ohren hingen schlaff zur Seite herunter. Er kroch auch sofort auf sein Lager, ein Häuflein Lumpen und rührte sein Futter nicht an.

Die Pauline hockte neben ihn nieder.

Was hoscht, Fidele? hoscht di verkält? fragte sie halblaut.

Der Hund schaute sie mit seinen braunen triefenden Augen traurig an und versuchte mit dem Schwanz zu wedeln.

Sie streichelte mit der harten, der Zärtlichkeit so ungewohnten Hand über das rauhe Fell und deckte ein wollenes Tuch über ihn.

Gelt, morge bischt wieder uf? kriegscht au e guete warme Supp und e Knöchle vom Metzger.

In der harten unbiegsamen Stimme war ein heimliches Zittern. Der Hund winselte leise und leckte seiner Herrin die Finger.

Jo, jo, bischt e gueter Kerle, e ganz gueter, gueter ....

Es dunkelte. Hinter dem blauschwarzen Wald schimmerte noch ein gelbroter Streifen, den die sinkende Sonne zurückgelassen hatte. In diese Helle hinein starrten die Augen der Frau, indes ihre Hände die kalten Pfoten des Hundes zu wärmen versuchten.

Draußen wurden schlürfende, schleichende Schritte laut. Pauline stand schnell auf, als die Türe aufging und die Mutter eintrat.

Guten Owed, sagte die Alte mürrisch.

Die Tochter nickte schweigend.

Die Greisin legte ihren Bettelsack ab und stellte den zerschlissenen gräflichen Regenschirm in eine Ecke; dann ließ sie sich stöhnend auf dem wackeligen Holzstuhl am Ofen nieder.

Mach au Licht!

Die Jüngere zündete eine verschmierte kleine Erdöllampe an und stellte sie auf den Tisch, dann setzte sie sich immer noch schweigend auf die Bank und blickte mit verschlossenem grauem Gesicht vor sich hin.

Hascht scho gesse? fragte die gesprächige Alte.

I han kein Hunger.

Heut bin i im Pfarrhaus gwä', dees isch e liabe Frau; e Supp han i kriegt, und Fleisch und en Wei. Und woni des Fleisch net han beiße könne, na hot se mers selber gehackt.

Es machte ihr Freude mit ihren Erfolgen zu renommieren und aus den Augen der Tochter den kalten Strahl des Neides aufzufangen zum süßen Nachgeschmack. Noch die Armut der Aermsten labt sich an dem „Mehr", das sie vor dem Andern voraus hat.

Die Junge antwortete nur mit einem gleichgültigen „So". Sie hatte nur halb hingehört, denn der Hund winselte in seiner Ecke.

Die Alte drehte schwerfällig den wackelnden Kopf nach ihm hin: Was hot denn das Vieh?

Verkält hot er sich, entgegnete die Tochter widerwillig.

Die Greisin beobachtete ihn mit zugekniffenen Augen.

Der geht kaput, sagte sie fast schadenfroh.

Dir zu Leid net, erwiderte die Gepeinigte wild, und eine heiße Angst brach aus den grauen Augen.

's wär au 's Gescheitst, wenn er verrecke tät, er isch grod so wüescht wie du.

Die Junge lachte höhnisch auf: Z'wege der Schönheit nimm i 's noch mit dir uf, mi schimpft mer net Hex.

Und mi net Giftmischern.

Mi au net, fuhr sie auf.

Und doch.

's isch net wohr.

Und i han's doch selber g'hört.

Die Pauline verstummte betroffen, dann sagte sie leise: Na tun se mer Urecht — und es lag fast eine Ruhe und ein Stolz in der Stimme; daß man ihr noch Unrecht tun konnte, das erhob sie vor sich selbst.

Das alte Weib wunderte sich über die Gelassenheit ihrer Gefährtin, sie hatte einen Wutanfall erwartet. Es wurde ihr langweilig; die strahlende Wärme des Oeschens drang ihr wohlig bis zu den morschen Knochen und schläferte sie ein; sie nickte ein paar mal, und dann stand sie auf und humpelte zu ihrem Bett. Bald verkündeten laute Schnarchtöne, daß sie ihr armseliges Dasein für ein paar Stunden vergessen hatte.

Der Hund röchelte und hatte Atemnot. Die Pauline kauerte sich an seinem Lager nieder; sie versuchte ihm warme Milch einzuflößen, aber sie floß an seinem verfilzten Bart herunter, er schluckte nicht. — Da legte sie die Arme um seinen Leib und schmiegte ihre zerfurchte Wange an sein Fell, und heiße Tropfen rieselten auf das sterbende Tier nieder.

Als am andern Morgen die alte Hägerin spät erwachte, war die Tochter fort und auch das Lager des Hundes war leer, nur ein paar große, schwärzliche Blutflecken waren auf den Lumpen festgetrocknet. Sie wußte nicht, was davon denken, und machte sich mit Schimpfen daran den Morgenkaffee selbst zu kochen.

Die Pauline war unterdessen mit ihrem toten Freund durch die Felder hinaus in den Wald gegangen. Es hatte gereift in der Nacht, und schwerer Nebel strich in dicken Schwaden zwischen den grauweißen kahlen Bäumen durch. Ihr Kleid schleppte im braunen nassen Laub, das in der einen Frostnacht von den Bäumen gefallen war. Ueber der Schulter trug sie eine Hacke, an der noch Erdklumpen von der gestrigen Arbeit hingen.

Bei einem dichten Tannengebüsch machte sie Halt. Sie stellte den Korb nieder, in dem sie das tote Tier trug, und begann zwischen den Baumwurzeln eine Grube zu graben. Es ging rasch von statten, denn ihre Arme waren schwerere Arbeit gewöhnt; Moosfetzen und Erde flogen von den wilden Schlägen bis auf den Weg hinaus.

Sie war so mit sich und ihrer Arbeit beschäftigt, daß sie den Pfarrer nicht bemerkte, der im Nebel den Waldweg herunterkam. Als er die Gestalt seiner Feindin erkannte, blieb er zögernd stehn. Daß gerade sie ihn haßte, tat ihm besonders weh. Ja, wenn sie eine reiche Bäuerin oder eine Wirtsfrau gewesen wäre, dann hätte er sichs fast zur Ehre angerechnet, denn er war ein sonderbarer Kauz, obgleich er noch lange nicht in dem Alter war, in dem man sich das gestatten durfte. Er hatte die seltsame Neigung, das Verachtete zu lieben, das Schwache zu stützen, das Elende, Verkommene aufzusuchen. Die Waldhäuser fanden wirklich, daß ers zu arg mache, und alle reputierlichen Leute fühlten sich zurückgesetzt. Das focht indes den Pfarrer gar nicht an; nach wie vor grüßte er die zerlumptesten Kinder am freundlichsten, war gegen Kranke, Schwache und Arme am zuvorkommendsten und hielt sich nicht für zu gut die Hand des Sünders zu drücken. Das Letzte besonders war sehr kompromittierend für ihn, am meisten in den Augen der Frommen. So heilig sei er nicht, meinten sie, daß er ohne Schaden mit den Sündern umgehen dürfe.

Die Pauline war indes mit ihrem Grab fertig geworden und lüftete nun das weiße Tuch, das sie über ihren toten Freund gebreitet hatte. Langsam bückte sie sich und hob den starren Körper mit behutsamen liebevollen Händen aus dem Korb und legte ihn aufs weiche Moos. Komm, mei guets Tierle, flüsterte sie leise, wie wenn sie einem Kind gut zureden wollte.

Da trat der Pfarrer zu ihr. Die Pauline fuhr zusammen, wie wenn sie auf einer bösen Tat ertappt worden wäre; aber der Kummer ließ ihr keine Kraft mehr zu Feindseligkeiten. Mit schnellen Augen überschaute der junge Mann das steinerne Gesicht der Frau und die Leiche ihres häßlichen Hundes, der lang ausgestreckt im feuchten Moose lag. Mit gütigem Blick beugte er sich zu dem Tier herunter, strich ihm sanft über das struppige Fell und sagte leise:

„Schade um ihn, er war stark und treu und anhänglich."

Da schluchzte die Pauline laut auf, daß es ihre hageren Schultern schüttelte; sie preßte die Zähne aufeinander, um das Weinen zu verbergen und ballte ihre schmutzige Schürze zwischen den Fäusten.

Der Pfarrer stand still daneben und hob die Augen nicht von dem kleinen Grab. Von den Bäumen tropfte es wie tausend Tränen, und vereinzelte Blätter schwebten langsam und lautlos auf den Boden nieder.

Endlich würgte die weinende Frau ein paar Worte heraus: Das Tier hat mi möge ... 's isch zu Neamed sunscht gange, jetzt han i kein Mensch meh ... Sie brach ab und kniff die farblosen Lippen aufeinander, als wollte sie jede Klage ersticken.

Eine strahlende Helle verbreitete sich über die Züge des Mannes, als er jetzt aufsah. Da wars, das Göttliche und doch so ewig Menschliche, auch in der Giftmischerin, in diesem

harten Weib, von dem sich Niemand einer Guttat rühmen konnte.

Eine große Freude wallte in ihm auf und feuchtete seine Augen. Er streckte dem armseligen Weib die Hände hin und faßte ihre groben schmutzigen Finger mit warmem Druck, wie in heißer Dankbarkeit.

In dumpfem Staunen schaute sie ihm in sein leuchtendes Gesicht, dann senkte sie in Verwirrung vor diesem Blick die Augen, ihre Brust atmete schwer, sie fing an zu zittern und brachte keinen Laut über die Lippen.

Leise trat der Pfarrer zurück und verschwand mit raschen Schritten im Nebel. Die einsame Frau aber begrub das einzige Wesen, das sie liebte, und der Wald weinte dazu auf das moosbedeckte Grab. Helene Christaller

Verschiedenes

Kleine Mitteilungen. Als der Sozialdemokrat Liebknecht starb, hat das Corps, dessen alter Herr er war, vierzehn Tage um ihn getrauert. Jetzt hat der Verein Deutscher Studenten den Pfarrer Naumann, der zu seinen Gründern gehörte, glücklich aus seinem Alten-Herren-Verband hinausgegrault. Es ist ein Scherbengericht. Wochen lang hatten uns die Tageszeitungen auf diese Notwendigkeit vorbereitet, und die Tägliche Rundschau fand „seine würdelose Umschmeichelung der Sozialdemokratie mit den vaterländischen Tendenzen des Vereins Deutscher Studenten schlechthin unvereinbar." Nun, studentische Verbindungen mit ihren Prinzipien und Prinzipienstreitigkeiten sind ein Boden für sich, auf den wir uns grundsätzlich nicht begeben. Die Politik wüßten wir gern von diesem Boden ganz ausgeschlossen. Aber die Verwirrung der Begriffe muß doch weit gediehen sein, wenn man einen Mann von der glühenden Vaterlandsliebe Naumanns aus Vaterlandsliebe in einem studentischen Verbande nicht mehr erträgt. Wenn er noch Sozialdemokrat geworden wäre! Aber schon eine abweichende Beurteilung der Sozialdemokratie, schon eine verschiedene Taktik ihr gegenüber genügte: Hinaus mit ihm! Der VDSt muß überflüssig viel gute Männer haben, daß er sich von dem einen so leicht trennt. Als ob die Gesundheit unsres Volkes, die Zukunft unsrer inneren Entwicklung nicht darauf ruhte, daß wir Patrioten haben in allen Parteien? Wollte Gott, auch in der Sozialdemokratie! Während wir in der Kirche daran arbeiten, daß die verschiedenen Richtungen einander achten und das Gemeinsame des Glaubens erkennen auch im fremden Gewande einer unwillkommenen Theologie — und wenn man aufs Ganze sieht, nicht ohne Erfolg —, sind in der inneren Politik starke Faktoren am Werk, den Kreis der „Patrioten" immer enger zu machen. Das gehört auch mit zu den Erscheinungen — unter vielen andern —, darüber einem bange werden kann um die nächste Zukunft unsers deutschen Volkes.

Die Stellungnahme des Deutschen Pfarrertags zum Fall Korell stand im Zeichen des Kompromisses. Das war zu erwarten und ist wohl zu verstehen. Ein solcher Verband fährt um einer Sonderfrage willen nicht aus einander. Man sucht eine Formel, die einstimmig angenommen werden kann, und findet sie. Wir freuen uns nun, daß der Inhalt dieser Formel wesentlich das enthält, was wir wünschten und erhofften. Denn der Schlußsatz, wonach man es „für unvereinbar hält mit den Amtspflichten eines Geistlichen, die politische Macht und das Machtbewußtsein einer Partei bewußt (!) zu stärken, welche wie die heutige (!) Sozialdemokratie sowohl die religiösen wie sittlichen Lebensgrundlagen unsers christlichen (!) Volkslebens tatsächlich (!) zu zerstören sucht" — enthält auch für uns eine Wahrheit, die wir neulich rund anerkannt haben mit dem Satze: „Wie heute die Sozialdemokratie als Partei sich geberdet und in den meisten Ländern des Deutschen Reiches wirklich ist, halte auch ich es für unmöglich, daß ein landeskirchlicher Pfarrer Sozialdemokrat sein, d. i. ihr als Mitglied angehören und für sie als Partei eintreten könne" (Nr. 34, Sp. 814). Umso wichtiger und willkommener sind uns nun die positiven Sätze des Dresdner Beschlusses: „1. Wir fordern für das politische und soziale Wirken des Geistlichen die Freiheit, wie sie ihm als Staatsbürger zukommt und wie sie ihm eine Bedingung für die Ausrichtung seiner Amtsaufgaben im öffentlichen Leben ist. Das Eintreten für die Aufrechterhaltung der bestehenden Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung insbesondere kann den Geistlichen nicht zu einer aus dem Amt der Wortverkündigung fließenden Pflicht gemacht werden. 2. Wir halten es für selbstverständlich, daß jeder evangelische Geistliche dem gesunden Ziele sozialer Reform, vor allem der Hebung und Sicherung der Lage des Arbeiterstandes das tatkräftigste Interesse entgegenbringt, desgleichen, daß er seiner Gemeinde ohne Rücksicht auf ihre politische Parteistellung mit seelsorgerischer Liebe dient." — Wenn die Resolution im Eingang sagt: „wir lehnen im besonderen ab, zu dem Einzelfall Korell kritisch Stellung zu nehmen, da er für die öffentliche Meinung nicht genügend gekannt ist, und innerhalb der hessischen Landeskirche selbst gegensätzliche Beurteilung erfährt" — so kann man darüber nur lächeln. Was von Vorkommnissen des öffentlichen Lebens kennt man noch genau, wenn nicht den überaus durchsichtigen Fall Korell? Und wie soll man zu einer Sache, die Parteinahme fordert, sich stellen, ohne auf „gegensätzliche Beurteilungen" zu stoßen? Diese Eingangsformel hat der Antragsteller sich recht eigens zurechtgemacht, und der Pfarrertag hätte den Satz sicher gestrichen, wenn er ihn genauer überdacht hätte.

Wenige Tage vor den Pfarrervereinen verhandelte in demselben Dresden der Alldeutsche Verband über den „Neuaufbau der deutschen Kolonialpolitik." In der Debatte sagte laut Täglicher Rundschau 411 Generalleutnant von Liebert: „Für uns handelt es sich nur darum, aus den Kolonien wirtschaftlichen Gewinn zu ziehen. Das ist die Hauptsache, alles Andre Spiegelfechterei und Nebensache." Herr von Stranz wurde noch deutlicher: „Wir wollen in den Kolonien nicht die Leute zu Christen machen, sondern sie sollen für uns arbeiten. Das wollen wir mal rund heraussagen." Kein Widerspruch, nur Beifall. Das sind doch nun unsre allerbesten Patrioten. Die, denen Nichts über Deutschland geht. (Derselbe Generalleutnant von Liebert soll es den Zeitungen nach gewesen sein — ich weiß nur, was die Zeitungen schrieben —, der den Verein Deutscher Studenten vor die Alternative stellte: Entweder Naumann geht, oder ich!) Genug es sind unsre allerbesten Deutschen. Auch Mannesmut vor Königsthronen fehlt ihnen nicht. Ich gestehe aber, über die Eingebornen lese ich zumeist sozialdemokratische Blätter lieber als die ihren. So mißlich liegt es, wenn man als Christ in unser politisches Treiben hineinhorcht. Als Christen stehen wir zur Mission, und als Christen wollen wir, daß wir Deutschen in unsern Kolonien vor allen Dingen unsre Pflicht tun. Gerecht und menschlich regieren, den Eingebornen bringen, was gut ist an unsrer Kultur, nicht was schlecht ist an ihr, und vertrauen, daß wir so am besten für unser Vaterland sorgen, dem sie nun zugehören. Für die Alldeutschen ist das „Humanitätsduselei", „Vaterlandsverrat". — So kirchlich und christlich werden doch unsre tüchtigeren Konsistorien empfinden, daß sie den Pfarrern nunmehr jede mittelbare oder unmittelbare Unterstützung dieser Partei untersagen??? R

Verantwortlicher Herausgeber: Prof. D. Rade in Marburg i. H.

Freunde der Christlichen Welt

Bernburg. Mittwoch 19. September 5 1/4 Uhr im Kaiserhof: Religionsunterricht dogmatisch-historisch. (Ulrich.)

Cassel. Dienstag 18. September 8 1/4 Uhr im kleinen Saal des Evangelischen Vereinshauses. Diskussionsabend: Glaube und historische Tatsachen. Pfarrer Conrad und Professor Hüpeden. Alle Freunde evangelischer Freiheit sind willkommen.

Erfurt. Alle 14 Tage Montag Abend 8 1/2 Uhr im Evangelischen Vereinshause, Allerheiligenstr. Vortrag oder Besprechung. Nächste Versammlungen 24. 9.; 8. 10.

Frankfurt a. M. Montag 17. September 5 1/4 Uhr Kursaal Milani, Friedberger Anlage: Religion und Geschichte.

Goslar. Dienstag 25. September 8 Uhr im Achtermann: Besprechung und Festlegung des Arbeitsplanes für den Winter.

Halle a. S. Mittwoch 19. September 3 Uhr im evangelischen Vereinshause (Kronprinz): Moderne Christusbilder.

Die Freunde der Christlichen Welt aus Ostpreußen halten ihre nächste Versammlung ab Dienstag den 18. September 4 Uhr in **Königsberg** Theaterrestaurant (Veranda). Vortrag Bischoff: Der Religionsunterricht in der Volksschule.

Magdeburg. Mittwoch 19. September 1/2 4 Uhr im Stadtmissionshause Hasselbachstr. 1: Ueber Kautsky, Ethik und materialistische Geschichtsauffassung.

Oldenburg i. Gr. Montag 17. September 8 Uhr Bavaria (oben), Julius Mosen-Platz: Mehr praktisches Christentum!

Stade. Dienstag 2. Oktober Vormittag 10 1/4 Uhr, Schuldt'sches Klublokal: Rost, das Gewissen u. s. w.

Potsdam. In Stadt Königsberg. Dienstag 2. Oktober 5 Uhr Sonderbesprechung unter Cl. Schultz über Jugendarbeit. 7 Uhr Fortsetzung des Austauschs von Jena 7. Juni. — Mittwoch 9 Uhr Generalversammlung der V. d. Fr. d. C. W. — 4 Uhr Hauptverhandlung über Grenzen der Lehrfreiheit, fortgesetzt Donnerstag 9 Uhr. Vgl. Genaueres in voriger und nächster Nummer.

Die Stelle der **ersten Expedientin** in dem Bureau einer christlichen Wohlfahrtseinrichtung ist sofort zu besetzen.

Gebildete Damen, die selbständig arbeiten und andere anleiten können, fertig im Maschineschreiben, wollen sich mit einem selbstgeschriebenen Lebenslauf unter Chiffre **B. H. 133** der Expedition dieser Zeitung melden.

Florenz Deutsches Evangelisches Hospiz, Via de' Serragli 130 A. Ruhige sonnige Lage. Pension 5—6 L.

Suche für meine Schwester, die lange Jahre meinen Haushalt geleitet hat, Stellung als **Repräsentantin** oder dergl. in feinem Hause. **M. Böhm,** Pfarrer **Struppen** bei **Pirna.**

Das **Gesuch in Nr. 36** muß durch Veränderung der Verhältnisse bis etwa Neujahr verschoben werden. Dagegen wird möglichst für 1. Oktober oder etwas später eine **Lehrerin** für drei Mädchen von 10—13 Jahren und einen Knaben von 7 Jahren gesucht, möglichst musikalisch. Anerbieten mit Gehaltsansprüchen, Zeugnissen und Bild zur weiteren brieflichen Verhandlung erbittet **Dr. Liebe, Heilanstalt Waldhof Elgershausen,** Kreis Wetzlar.

Heute Abend hat Gott unsre liebe

Lisa

13 Jahre alt aus ihrem langen schweren Leiden zu sich genommen.

Hannover *den 5. September 1906* — ***Pastor Dörries*** *und* ***Frau*** *geb.* ***Rehmann***

Für meine **Buchhandlung** suche ich einen wohlerzogenen

jungen Mann

mit guter Schul- (womöglich Gymnasial-) Bildung, der sich durch Fleiß und Zuverlässigkeit eine dauernde Stellung schaffen will. Fachkenntnisse zunächst nicht erforderlich. **Leipzig, Harkortstr. 8** **Paul Beyer.**

Erholungsbedürftiger Knabe

(auch Mädchen), der geordneten **Unterricht** haben soll, findet

liebevolle Aufnahme

in evang. Pfarrhaus bei **Heidelberg.** Offerten unter **F. U. P. 930** an die Expedition dieses Blattes.

Venedig Christl. Hospiz. Campo S. Angelo Pension 5—6 Lire. Ruhige centrale Lage.

Cand. theol., im Unterrichten geübt, sucht Stelle als **Hauslehrer** von Oktober an, am liebsten im Ausland. Anerbietungen unter **L. B.** an die Expedition d. Bl.

Monatschrift für Pastoraltheologie

II. Jahrgang, Heft 12.

Verlag von Reuther & Reichard in Berlin

Inhalt: **Was nicht zur Tat wird, hat keinen Wert.** (Hebr. 13, 21. Wurster.) **Die Dorfpredigt.** (John.) **Der Garnisonpfarrer in und außer Dienst.** (Conz.) **Apologetik und Naturwissenschaft.** (Friz.) **Die katechetische Behandlung des Uebels mit Anschluß an Luthers Katechismus.** (Matthes.) **Zum Studium des nachapostolischen Zeitalters.** (Lic. Gaul.) **Uebersicht über die schöne Literatur des Jahres 1905.** (Klaiber.)

Soeben ist erschienen:

Darwins Weltanschauung

von ihm selbst dargestellt

Geordnet und eingeleitet von

Dr. Bruno Wille

Mk. 2.—, geb. Mk. 3.—

Dieser Auswahlband ist eine unentbehrliche Ergänzung der Darwinschen Einzelforschung und ersetzt die Lektüre dieser Spezialwerke dem, der ein allgemeines Bild von Darwins Charakter und Bedeutung erstrebt.

Verlag von **Eugen Salzer** in **Heilbronn**

Bestellzettel

an den **Buchverlag der „Hilfe" Berlin-Schöneberg**

Kostenloses Probe-Abonnement der „Hilfe"	
Bauer, Schularztfrage	0,20
Bousset, Das Wesen der Religion, illustrierte Volksausgabe	3,—
Fischer, Arbeiterschicksale, mit Vorwort von D. Fr. Naumann, eleg. geb. mit Titelzeichnung	3,—
Naumann, Andachten, fein gebd.	6,—
Naumann, Neudeutsche Wirtschaftspolitik 1.—5. Tausend, eleg. geb.	5,—
— ff. mod. brosch.	4,—
Naumann, Demokratie u. Kaisertum 15.—25. Tausend	2,—
— brosch.	1,20
Naumann, Die Politik der Gegenwart	0,60
Naumann, Handelsverträge oder Brotwucher	0,30
Naumann, Deutschland u. Oesterreich	0,50
Naumann, Asia, geb.	4,—
— brosch.	3,—
Naumann, Briefe über Religion	1,50
Naumann, Geist im Hausgestähl	0,50
Naumann, Die Kunst im Zeitalter der Maschine	0,25
Naumann, Politik Kaiser Wilhelm II	0,25
Naumann, Liberalismus, Zentrum, Sozialdemokratie	0,25

Naumann, Der Streit der Konfessionen um die Schule	0,60
„Patria", Jahrbuch der „Hilfe", von 1901, 1904, 1905, anstatt	3,—
„Patria" 1906	4,—
Pudor, Die Selbsthilfe der Landwirtschaft	0,50
v. Reusner, Wiener, Breitscheid, Deutschland und die Vorgänge im russischen Reich	0,10
— Die russischen Massakres	0,20
Rohrbach, Deutschland unter den Weltvölkern, gebunden	3,50
Rohrbach, Im vorderen Asien	4,—
Rohrbach, Deutsch-Südwestafrika ein Ansiedlungsgebiet?	0,50
Simmel, Die Religion, eleg. geb.	2, –
— ff. kart.	1,50
Sombart, Das Proletariat, eleg. geb.	2,—
— ff. kart.	1,50
Spiro, Arzt und Krankenkasse	0,25
Tews, Schulkompromiß	0,30
Tews, Schulvorlage	0,30
Tönnies, Schiller als Zeitbürger und Politiker	1,—
Weber, Marianne, Beruf und Ehe	0,40
Wenck, Die Geschichte der Nationalsozialen	2,50

Betrag ist in Rechnung zu stellen, ist nachzunehmen, folgt per Postanweisung.

Ort und Datum: .... Name: ....

Erntefest-

Predigten

Kirchweihfest-

Predigten

erschienen in der Kasualreden-Sammlung

Im Reiche der Gnade

Missionsfest-

Predigten

Herausgegeben von

P. Dr. Conrad-Berlin

Preis jeden Heftes Mk. 1.—

C. Ludwig Ungelenk, Dresden A.

Preußischer Beamten-Verein

in Hannover

(Protektor: Seine Majestät der Kaiser)

Billigste Lebensversicherungs-Gesellschaft für alle deutschen Reichs-, Staats- und Kommunalbeamte, Geistliche, Lehrer, Lehrerinnen, Rechtsanwälte, Aerzte, Zahnärzte, Tierärzte, Ingenieure, Architekten, kaufmännische und sonstige Privat-Beamte.

Versicherungsbestand 289 926 150 M. Vermögensbestand 99 330 000 M. Ueberschuß im Geschäftsjahre 1905: 3 063 767 M.

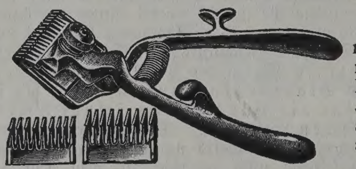
Alle Gewinne werden zu Gunsten der Mitglieder der Lebensversicherung verwendet. **Die Zahlung der Dividenden, die von Jahr zu Jahr steigen und bei Versicherungen aus dem Jahre 1877 bereits 80 bis 90 % der Jahresprämie betragen, beginnt mit dem ersten Jahre.** Betrieb ohne bezahlte Agenten und deshalb die niedrigsten Verwaltungskosten aller deutschen Gesellschaften.

Wer rechnen kann, wird sich davon überzeugen, daß der Verein unter allen Gesellschaften die günstigsten Bedingungen bietet.

Zusendung der Drucksachen erfolgt auf Anfordern kostenfrei durch **Die Direktion des Preußischen Beamten-Vereins in Hannover.**

Bei einer Drucksachen-Anforderung wolle man auf die Ankündigung in diesem Blatt Bezug nehmen.

Rehfeld's Haarschneidemaschine



Familienfreund

mit 2 Aufschiebkämmen schneidet die Haare 3, 7 u. 10 mm. Jeder Familienvater **spart viel Geld** und schützt seine Kinder vor Ansteckung, wenn er ihnen die Haare selbst schneidet. Jeder Ungeübte kann mit dieser Maschine Haare schneiden. Preis per Stück **nur Mk. 3.80.** (Porto 30 Pfg. extra.) Versand nur gegen Nachnahme oder Voreinsendung des Betrages. Kein Risiko, da, wenn nicht gefällt, Umtausch oder Betrag zurück. Gebrauchsanweisung liegt bei. Garantie für jedes Stück!

Rehfeld & Backe Solingen 649

Solinger Stahlwarenfabrik mit Versand direkt an Private

„Herr Johann Kruse in Idafehn schreibt: Ich bin mit der mir gelieferten Haarschneidemaschine sehr zufrieden und habe mir den Wert einer solchen nicht vorgestellt. Dieselbe sollte in keiner Familie fehlen."

Verlag der Christlichen Welt in Marburg i. H — Druck von Heinrich Bauer in Marburg

Hierzu ein Flugblatt des Deutschen Protestantenvereins. Auch liegt einem Teil der Auflage eine Eingabe an den Oberkirchenrat zur Unterschrift bei.